CU50310186
834Sch3;R7
In Dingsda. /

834Sch3 R7

Columbia University
in the City of New York
Library

BOUGHT FROM
THE
CARL SCHURZ FUND
for the
Increase of the Library
1900

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned or renewed at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

JUL -8 1929

In Dingsda.

Johannes Schlaf.

In Dingsda.

Berlin.
S. Fischer, Verlag.
1892.

Seinem lieben Freunde

Arno Holz.

Der Verfasser.

NOV 1 1900 Stechert, 30 E. 35

298822

Inhalt.

Seite.

1. Abseits 9
2. Rendezvous 33
3. Rezension 47
4. Einsamkeit 63
5. Lektüre 69
6. Feierabend 83
7. Siesta 95
8. Kirchgang 99
9. Helle Nacht 117
10. Dämmerstunde 131
11. Zwischen Papieren 151
12. Nach einem Begräbnis 165
13. Im Wind 173
14. Abschied 181

Abseits.

Zwiſchen vier und fünf Uhr bummelte ich, meine Zigarre zwiſchen die Zähne geklemmt, fröſtelnd in der Morgenkühle die Linden entlang. Eine Droſchke rumpelte vorbei über den Fahrdamm. Ein paar Nachtſchwärmer drückten ſich mit vorgebeugten Schultern und hochgeklapptem Rockkragen an mir vorüber und die elektriſchen Monde warfen mir ihr weißes Glühlicht ins Geſicht.

Ich ſummte ſo vor mich hin. Eine alte, ſchöne Melodie.

Die Sonn' erwacht;
Mit ihrer Pracht
Erfüllt ſie die Berge, das Thal!
O Morgenluft!
O Waldesduft!
O güldener Sonnenſtrahl!

Und ſo weiter. Mit Grazie in infinitum. Quer durch den Tiergarten.

An der Potsdamer Brücke blieb ich ſtehn.

Die Laternen ſchoben eine Reihe goldener, ſtrahlender Balken in den Kanal hinunter. Sie bauten einen blinkenden, rätſelhaften Märchenpalaſt in das träge ſchwarze Waſſer hinein. Goldige Lichtſpähne ſchaukelten weit über die Waſſerfläche an den dunklen Kähnen hin, und es wehte ein ſcharfer, kühler Wind.

Fern das dumpfe, raſtloſe Rauſchen des Verkehrs. Immer in demſelben gleichmäßigen Tonfall. Berlin kennt keinen Schlummer . . .

. . . Hm! Zum Beiſpiel! Die vielen Streiks jetzt! Und wenn nun hier das ſchöne, ſaubere Straßenpflaſter aufgeriſſen würde und . . .

O Morgenluft!
O Waldesduft!

Und da überrieſelte mich eine brennende Sehnſucht.

Dieſe Melodie. Seit ein paar Stunden konnte ich ſie nicht loswerden.

Und auf einmal kam es mir voll, hell und klar zum Bewußtſein: ſie war das erſte unbewußte Regen eines unwiderſtehlichen Wunſches.

Einmal fort von dieſem verfluchten Schreibtiſch, an den mich der verwünſchte Trieb anſchmiedet, dieſes unheimlich komplizierte Leben hier überall um mich herum zu erfaſſen, feſtzuhalten und formend zu geſtalten. Einmal fort aus dieſem litterariſchen Getratſch, das einem die Ohren mit dummen Redensarten wund reibt. Einmal fort aus dieſem verzweifelt wirren Getriebe, das einem Tag und Nacht keine Ruhe läßt, einen vom Schreibtiſch zieht, zum Schreibtiſch treibt; das ſo rätſelhaft unſinnig iſt, einen mit bunten Ahnungen betrunken macht und in quälende Zweifel reißt; fort aus dieſem endloſen, dummen Wechſel von Halten und Verlieren . . .

O Morgenluft!
O . . .

Bon! Abgemacht! — Ich will mich ein paar Wochen lang „einer geregelten Lebensweiſe befleißigen“, Philiſter ſein unter Philiſtern, eine ländliche Pfeife rauchen, will mich abends mit den Hühnern zu Bett legen und morgens mit der Sonne aufſtehen, über die grünen Hügel laufen, durch die thaunaſſen Felder; will im Graſe liegen,

in den blauen Himmel ſtarren und die Sonne mir auf den Pelz ſcheinen laſſen; will vegetieren wie die roten Feldnelken, und nichts denken; nichts, nichts denken . . .

Ich werfe die Zigarre weg und ſchlage den Rockkragen in die Höhe, weil mich mit einem Male der Gedanke ängſtigt, ich könnte mich erkälten.

Die Hände in den Überrock und nach Hauſe. Und morgen: fort, fort! . . .

O Morgenluft!
O Waldesduft!
O güldener Sonnenſtrahl! . . .

* * *

Nun ja! Alles ganz ſchön! Als mir aber der Bart einen Zoll lang aus dem Kinn geſchoſſen war, weil es dem Ortsbarbier beliebte, zwar nicht zu ſtreiken — in dieſem empörenden Neſte wurde nur konſervativ gewählt — aber am delirium tremens zu leiden, und als ich an ein paar ſternloſen Abenden nach einem Beſuch bei dem Herrn Paſtor, ſonſt einem liebenswürdigen, alten

Herrn, beinahe auf dem hochwohllöblichen Stadtpflaster ein paar Beinbrüche davongetragen hätte, da war mir die Sache über, gründlichſt über . . .

Der Menſch muß ja nun heutzutage einmal Abwechslung haben . . .

Alſo weiter, weiter . . .

Zunächſt aber beſchloß ich eine Sekundärbahn zu benutzen und meinem Heimatsorte, der in der Nähe lag, einen Beſuch abzuſtatten.

Das war eine halbwegs ſentimentale Anwandlung. Aber, lieber Gott! ſo ein Stückener fünfzehn Jahre mochte es her ſein, daß ich das Neſt nicht geſehen hatte.

Am Vormittag kam ich an. Der Zug — halb Güter- halb Perſonenzug — entlud ſich ſeiner ſechs Paſſagiere; der Bahnhofsinſpektor kroch aus ſeinem Bureau hervor, preßte ſich die rote Mütze auf den Kopf und trug langſam ſeinen dicken Bauch am Zuge entlang. Ein paar italieniſche Hühner, die vor dem kleinen, neuen Backſteingebäude umherpickten, ſtoben gackernd auseinander. Die beiden Schaffner traten zuſammen und ſtaunten meinen Hut und Überrock an,

der ihnen vielleicht außergewöhnlich neumodisch vorkam.

Kaum hab ich ein paar Schritte gethan, da regt sich mein Lokalpatriotismus. Nun haben wir hier auch eine Bahn . . .

Aber ein Wetter? Köstlich!

Da liegt das Nest. Die roten Dächer im Gartengrün den Berghang hinauf über einander aufgestapelt, über einander hinweglugend. Vögel drüber in der blauen, goldigen Luft. Die drei Kirchtürme, die grauen, hohen Schloßtürme vom höchsten Gipfel herab, und die kerzengeraden Rauchsäulen in der blendenden Sonne.

Alles genau so wie früher. Nur nach dem Bahnhof zu ein paar Bauplätze und ein paar neue Häuser; und da, ganz neu: ein paar längliche rote Backsteingebäude und ein weißblendender „Palast." Ein Großhändler. Ein wirklicher, richtiger Großhändler. Ich lese das Firmenschild: H. Windesheim & Co. Glückauf!

Und nun tret' ich durch das Thor, durch das „damals" noch der gelbe Postkutschkasten abends zwischen den blühenden Fliederbüschen

gemütlich auf der ſtaubgrauen Chauſſee hereinhumpelte. Wie ſchön der Poſtkutſcher immer geblaſen hatte, wenn wir ſo neben der alten Karre herſprangen! . . .

Da ſind die Gartenmauern mit dem übernickenden Grün und da iſt der „goldene Bär“ und der „ſchwarze Adler“. Herrgott! Fünfzehn Jahre? Wirklich ſchon fünfzehn Jahre?

Ich . . . Hm! Kann man ſich hier nicht irgendwo ein paar Zigarren kaufen? . . .

So! Freilich: ländlich, ſchändlich. Aber . . . Ja! Warum man nur heutzutage ſo über den Tabak räſonniert? . . . So! — Der ſchöne blaue Rauch! Und nun um Gotteswillen nicht ſentimental werden! Denn „das hat gar keinen Zweck!“

Ich ſtolpere, mit ſchweifenden Blicken, rauchend über das bucklige Pflaſter mitten über den Fahrweg. Immer weiter und weiter.

Wenn mir jetzt ein alter Freund, ein Jugendbekannter, ein ehemaliger Schulkamerad, nun biederer Schuſter, Zimmermeiſter oder Schloſſer begegnete und mich fragte, was ich für ein,

„Metier ergriffen“ hätte? Das Herz klopft mir ein wenig.

Hm! Peinlicher Gedanke! Wie ſollte ich mich ihm, unbeſchadet meiner Reputation, verſtändlich machen?

Nein! Ich will ganz allein ſo ein Stündchen, ſozuſagen incognito, hier umherbummeln, ganz mutterſeelenallein, mir ſtill alles anſehen und mich dann wieder fortſchleichen, hinaus zum Bahnhof.

Ich leſe die Firmenſchilder. Ja, nun merke ich doch: die Generationen haben ſich ein wenig verſchoben. Es kann aber auch ſein, daß ich viele Namen vergeſſen habe.

Ein paar Leute gehen an mir vorüber. Ob Bekannte darunter ſind? Niemand redet mich an, und fremde Geſichter.

Wie lächerlich klein die Häuſer geworden ſind! Richtig eingeſchrumpft ſind ſie.

Ach, die kleinen Straßen! Hinauf und hinunter! Die Schwalben ſchießen zwitſchernd an den grauen, gelben, weißen und blauen niedrigen Häuſerchen hin. Ein paar gelbflaumige Gänſe-

küchelchen piepen auf dem Pflaſter umher. Dort drüben ſehen die weiten, grünen Felder und Gärten in die Stadt herein; über die Dächer hinweg die blaue, ſonnendunſtige Ferne.

Ach, und ſo ſtill! Wie ſtill hier die Welt geblieben iſt! Nur fernher rattert langſam, ſchläfrig ein Laſtwagen. Unten ſchwatzen ein paar Nachbarn über die Gaſſe. Ich höre ganz deutlich, was ſie ſprechen; Wort für Wort.

Weiter.

Hier haben wir Ball geſpielt. Hier hab ich einmal einen Silbergroſchen gefunden und ihn ſträflich in Johannisbrot und Kirſchen vergeudet. Hier haben wir gewohnt, und hier, und hier wurde ich geboren . . . Ach, ach, ach —

In dem kleinen Häuschen da noch der alte Buchbinderladen mit der ſchön waſchblau geſtrichenen Thür. Hier habe ich mir Neuruppiner Bilderbogen und Bleiſtifte gekauft. Ich trete ein. Eine alte Frau. Ich kenne ſie ſofort wieder. Ordentlich Herzklopfen bekomm ich. Ich mache einen kleinen Einkauf. Sie kennt mich nicht

mehr. Natürlich . . . Nein, anreden will ich ſie nicht. Still weiter!

Und nun den alten Marktplatz hinauf. Da, der mittelalterliche Rathausturm mit der blauen Sonnenuhr. Dort oben wohnt noch der Türmer, der die entſetzliche Brandglocke läutete, wenn Feuer ausgebrochen war. Der Türmer, der abends immer ſo ſchöne Choräle über die ſtillen, roten Dächer in den ſchönen Feierabend beruhigend hineinblies. Die Falken ſchrillten dazwiſchen, und die Schwalben ſchoſſen in langen, weiten Bogen um das ſpitze Schieferdach des Turmes, auf dem die rote Abendſonne lag.

Hier auf dem Markte verſammelten ſich die Stadtſchützen in ihren grünen Röcken und ſteifen Tſchako's mit den ſchwarzen Hahnfederbüſchen, — nur die Muſik hatte rote — wenn Mannſchießen war draußen vor der Stadt im Schützengarten, hinter dem alten Schloß. Das dauerte immer acht Tage. Jeden Tag zogen ſie hinaus und es war ein ſchönes, aufregendes Feſt.

Wie ſpät? Was! In einem kleinen Stündchen hab ich das ganze Neſt durchſtreift, und ich ſtehe vor dem anderen Thore.

Da iſt die alte Grabenbrücke. Durch Brennneſſeln und Scherben krochen wir Jungens hindurch in ein altes, enges Gewölbe, das wir unter einem Garten aufgeſtöbert hatten. Hinten konnten ſich gerade noch ein paar Sonnenſtrahlen durch eine vergitterte Luke zwängen, die ein bläuliches Dämmerlicht gaben. Wir machten hier Rauchverſuche mit Pfennigzigarren, laſen grellbunt illuſtrierte Räuber- und Indianergeſchichten und unternahmen, von ihnen begeiſtert, allerlei Raubzüge in die Gärten und Schotenfelder der Umgegend. —

Und jetzt ſteh' ich draußen auf den grünen Bergen. Die Wolfsmilch blüht wie früher zwiſchen den Kalkſteinen, und die friſche Luft weht immer noch über die Gräſerchen und Hungerblümchen, die ſich zwiſchen dem Geröll vorzwängen. Immer noch taumeln die weißen und gelben Schmetterlinge drüberhin, und unten im Thale fließt der Bach zwiſchen Wieſen und Gärten und ſtürzt über die brauſenden Mühlwehre.

Und dort auf der Anhöhe das Schloß. Der Marterturm, der alte, graue, rieſige Wachtturm,

die hohe Schloßkirche. Die dicken, ungeheuren, unverwüſtlichen Wallmauern, zwiſchen denen Ebereſchen und Vogelbeeren hervorbrechen. Weit, weit dehnen ſie ſich in die Runde. Tief der alte Wallgraben mit Gras und Gebüſch, hier und da voll Geröll und Mauerſtücken. Die ſchwarzen, tiefen Schießſcharten. Die Brücke und das Thor mit den Wappen und Kruzifixen und den ſteinernen, knieenden Rittern davor.

Da oben zwiſchen dem alten Mauerwerk kletterten und ſpielten wir umher. Hab ich keinen Bekannten, keinen Freund mehr hier? Nein, nicht einen einzigen. Nur ein paar Erinnerungen und ein paar Gräber. —

Und wieder ſtreif ich durch das Neſt, bis ich zu einem Gäßchen komme. Zwiſchen alten Scheunen und halbzerfallenen, gelbbraunen Lehmhütten mit verwitterten Strohdächern ſchlendr ich hinauf auf die Kirchhofskapelle zu. Oben im Dachſtuhl, frei in der Frühlingsluft, die alte grünſpanige Friedhofsglocke, umſpielt von Sonnenſchein und Schmetterlingen im Gebälk. Und unten davor die uralte, rieſige Linde, die

mit ihrem zerklüfteten Wipfel das Ziegeldach überragt.

Jetzt bin ich oben. Rechts und links zweigt ſich die Scheunengaſſe weiter und rechts und links von der Kapelle aus auf der andern Seite, lang, weit die hohe Friedhofsmauer.

Ich ſtehe vor der Kapelle. Unter den vier Bogenfenſtern an den beiden Seiten des breiten Thores — „Eingang zur Ruhe“ haben ſie darüber gemalt — ſtehen in altfränkiſcher Schrift Sprüche eingegraben. Ich ſuche ſie zu entziffern.

„Hier ſeynd viel dauſent neingeſchiegt
und warden auf das Jungſte Gericht“

heißt der eine.

Es iſt ſo ſtill und ſo einſam, ſo totenſtill hier. Nur die Linde rauſcht ununterbrochen und die Bienen ſummen leiſe dazwiſchen umher. Die ſonnige Luft, ſo warm und ſchläfrig. Mücken und ſtahlblaue, große Schmeißfliegen darin hin und her. Ein ſchimmliger, modriger Geruch von dem Müll und Schutt an den Scheunen hin.

Ich ſtarre auf die dunklen Fenſter und mir iſt, wie damals immer, als müßte auf einmal von

drinnen heraus aus der grabesſtillen, feuchtkühlen Finſternis ein weißer Totenſchädel durch die blinden, ſpinnwebüberzogenen Scheiben grinzen.

Ich ſchreite auf das maſſive Eiſengitterthor zu. Wie oft, mit einer, war ich da hindurchgeſchritten.

Es iſt recht roſtig geworden. Wie ich auf die Klinke drücke, kreiſcht ein Ton ſchrill und ſcharf durch die ſonnenheiße Mittagſtille.

Es iſt zugeſchloſſen. Hier iſt kein Eingang mehr. Ich geh ein Stück die Mauer hin und finde ein neues ſaubres Thor neben einem neuen Leichenhaus.

Ich ſchreite hindurch und da merk ich erſt, daß ich immer noch dieſe dumme Zigarre im Munde habe. Schnell laſſ ich ſie hinter meinem Rücken zu Boden gleiten. Ein unerklärliches Gefühl von Scham, Angſt und Sehnſucht über kommt mich, und zitternd, mit klopfendem Herzen tret ich ein. Mir iſt, als ſollt ich in den nächſten Augenblicken von jemand, von einer verhört werden, als ſollt ich Rechenſchaft ablegen über alle die Jahre. —

Kein Menſch da. Ich bin ganz allein auf dem weiten, ſtillen, ſonnigen Friedhof.

An dem halbverſunkenen, regenverwaſchenen Kapellenthor ſchleich' ich vorbei, unwillkürlich einen Augenblick auf den Zehen. Es iſt ſchattig hier von Bäumen, und das alte Gemäuer haucht einen kühlen Moderduft aus.

Ich ſehe rechts hinüber. Der alte Ahorn. Da iſt das Erbbegräbnis.

Nein! Ich kann noch nicht ſo gleich hingehen. Es würgt mir in der Kehle und es iſt als ob mir die Augen feucht würden. Ein ſo dummes, ſonderbares Gefühl. Die ganzen Jahre her: nein, wohl kaum ein einziges Mal iſt mir ſo zu Mute geweſen. —

Ich gehe vorbei und ſchreite zwiſchen den Gräbern entlang die gelbſandigen, buchsbaum-umfaßten Wege hin. Die Sonne blinkert auf der Goldſchrift eines Marmorſteines. Überall Grabmäler. Hohe, niedrige, breite, ſchmale. Uralte, ſargähnliche; grünübermooſt. Eine Säule mit einem goldbefranzten, ſteinernen Mantel drüber. Zwei verſchlungene Hände. Zwei umgekehrte

Fackeln, gekreuzt. Eine vergoldete Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. „Das Symbol der Ewigkeit," hatte ſie mich damals belehrt, als ſie mich faſt täglich mit hierhernahm, und ich über die grünen Gräber weg nach den bunten Schmetterlingen haſchte, den Admirals, den Trauermänteln, Totenköpfen und den gelben Buttervögeln . . . Dort eine wetterverwaſchene Grabſchrift. Naive Verſe, die mit dem „Wiederſehen da drüben" tröſten. Die alten dunkelgrünen Lebensbäume und die hellgrünen Trauerweiden. Birken und Tannen. Goldlack und fliegendes Herz. Roſen und Nelken und Jelängerjelieber. Dazwiſchen verblichener, ſilbergrauer Flor um einen welken Kranz. Blumen und Grün, überall Blumen und Grün in der bienenſummenden, duftſchweren Mittagsſchwüle.

Hier ſtand die alte Mauer und die Pflaumenbäume. Wie oft hatte ich in den Äſten gehockt, während ſie drüben auf der grüngeſtrichenen, ſauberen Lattenbank unter dem Ahorn vor einem Grabe ſaß . . .

Und hier an dieſer Stelle muß es geweſen

ſein, wo einmal eine kleine Schar Leute im Kreiſe um etwas herumſtand. Es war ein Mann, lang und ſtarr über ein Grab hin. In der Hand hatte er eine Piſtole und da wo der Kopf ſein mußte, hatten ſie ihm eine blaue, verwaſchene Schürze übergedeckt . . . Es fällt mir wieder ein. Hier die Mauer, an der er dann eingeſcharrt wurde. Drüberhin kann man weit über die Felder und Hügel hinſehen. —

Alles ſtreicht an mir vorbei wie im Traume, und endlich ſteh ich unter dem Ahorn und ſinke auf einer alten regenverwaſchenen Bank nieder. Sie iſt wacklig und hier und da ausgebeſſert.

Vor mir drei epheuüberwucherte Gräber und ein ſchlichter Sandſtein in Form einer aufgeklappten Bibel. Auf dem einen Blatt ein Bibelſpruch, auf dem andern ein Name und ein paar Daten. Und da drunter liegen ein paar morſche, braungraue, ſchmutzige Knochen und ein goldenes Ringelchen . . . Weiter nichts! . . . Du? . . . Das biſt Du? . . . Und doch — Was „und doch?" — Ja, und doch iſt etwas ſo lebendig in mir: alle dieſe Erinnerungen.

Wie wunderlich das iſt!

Alle dieſe Erinnerungen von dem, damals, da unten zwiſchen den grünen Bäumen und roten Dächern; und von dem hier oben, wenn ich hier neben ihr ſaß in meinem blauen Kittelchen und an ihrem guten Geſicht hing.

Eine kommt nach der andern und . . . allmälich werd ich ſo wunderbar müde von dem einſchläfernden Bienengeſumm ringsum und der warmen Sonne und dem Blumenduft und dem leiſen, wispernden Rauſchen über den ganzen Friedhof hin, ſo wunderbar müde . . .

Als ich nachher wieder draußen vor der Kapelle ſtand, fühlt ich mich ſehr friſch und heiter. Ich ſummte ſogar vor mich hin. So entſchloſſen war ich, beinahe übermütig. —

Zwei Männer kamen mir entgegen die Kirchhofsgaſſe herauf. Sie bogen um die Ecke und gingen an den Scheunen hinunter. Der eine kam mir ſo bekannt vor.

Donnerwetter! War das nicht der „lange Hirſch?“

Jawohl! Aber er hatte recht gemiſchtes Haar

bekommen. So die Kouleur „Kümmel und Salz“ . . . Er ſchlenkerte immer noch ſo mit den Armen, wenn er ſprach.

Ich ſah ihm nach und lachte.

Der einzige Bekannte, den ich wiedergetroffen hatte.

Er war ein Allerweltsmacher; ſozuſagen der Spaßmacher der ganzen Stadt, mit bei allen dummen Streichen. Oft hatte er ſchönes Geld; aber dann vertrank er's bis auf den letzten Pfennig, denn er konnte kein Geld leiden.

Einmal hatte ich ihn, hoch zu Pferde, in einer kakelbunten, phantaſtiſchen Uniform, einen dreieckigen Hut mit einem rieſigen Federbüſchel auf dem Kopfe, vor einer aufgeputzten Schar unter Trommel- und Pfeifengetön über den Markt zum Thore hinaus in die Berge reiten ſehen. Es war irgend ſo ein Frühlingsſpiel.

Der lange Hirſch hatte mich damals immer ſehr intereſſiert.

* * *

Gegen Abend saß ich wieder auf der Bahn. Vor mir, in der Richtung, in welcher der Zug fuhr, lag breit das Abendrot am Horizont hin über den Feldern.

Ich saß ganz allein im Coupé. Ich lehnte mich zurück, drückte mich in die Ecke und kniff die Lippen und Augen zusammen, wie um die Empfindungen im Zaum zu halten, die in mir umherrumorten.

Ich sah ein anderes Abendrot. Breit, qualmig von Kohlendunst sich in den blaßblauen Himmel verlierend, und hohe, blaugraue Häusermassen schieben und zacken sich breit hinein, und ich höre ein Rauschen und Brausen, rastlos, lockend wie Meeresbrandung. Weiße elektrische Monde seh' ich, breite Straßen mit der Pracht zahlloser Schauläden, wie aus Licht gewebt, rollende Wagen und alle die Menschen, diese sonderbaren, unruhigen, hastenden, hoffenden Menschen . . .

Noch eine Weile will ich mich hier draußen im Land herumtreiben, wo die Welt so still und langsam geht.

Wie lange aber wird es dauern und ich muß wieder hin. Ich muß, und ſollt' ich erſticken in dieſem raſtloſen unbarmherzig vorwärtstreibenden Strudel. Ich muß. — Die Sehnſucht wird mich treiben. Die Sehnſucht? Wonach? . . .

Rendezvous.

Ein wenig blaſiert, ein wenig müde kam ich hierher, in dieſes Neſt. Ein ganz gewöhnlicher Marktflecken, mehr Dorf als Stadt, einen Thalkeſſel in die Höhe liegend, zwiſchen Gartengrün und Wald, bei einem See.

Ein ganz ſimples Neſt. Aber ich begegne hier keinem Menſchen, denn für regelrechte Touriſten iſt es doch ein wenig zu langweilig. Gottſeidank! Ich meinerſeits habe hier Luft, Licht, Sonne. Das iſt für mich die Hauptſache. Und dann macht ſich der ſterntropfende Nachthimmel hier über dieſen winzigen Baracken und bemooſten Scheunendächern ebenſo ſchön als anderswo.

Aber eins nötigt mir zuweilen ein reſigniertes Lächeln ab. Ich genieße hier. Ja! Ich genieße alles. Bis zum Kleinſten. Einen Buchenwipfel

vom Sonnenlicht durchzittert; die lärmenden Spatzen auf der ungepflasterten Gasse; ein Huhn, das im Grase pickt; die Bienen, die in den Kirchenlinden summen; einen Schmetterling über die Blumen am Feldrain hin. Aber ich genieße das alles als Kontrast, als etwas Heitres, Niedliches, Lichtes, Sonniges gegen einen gewaltigen, düstren Hintergrund. Es ist noch so etwas wie Raffinement in meinem Genuß; er ist nicht unbefangen. Ich genieße wie einer, der einer Krankheit entronnen ist, wie ein Genesender. Nun: immerhin wie ein Genesender . . .

Ob das wohl jemals anders sein kann? Ich meine: ob man wohl noch einmal ganz, ohne Rest, im Leben, in einem großen Glück aufgehen kann? Besinnungslos? Fortgerissen? — Ganz Kraft, ganz Leben, ohne des „Gedankens Bläße?"

Wenn ich mich recht zurückbesinnen kann, so war das wohl früher einmal. Es ist aber nun schon recht lange her. Ein einziges großes Fest war damals das Leben und ließ kein Reflektieren aufkommen, kein Reflektieren . . .

Ach was!

Wie herrlich der Mond dort voll über den Bäumen ſteht!

Zudem: heute hab' ich ja ein Rendezvous. Ein nächtliches Rendezvous . . .

* * *

Wie ſpät? — Gegen zehn!

Es iſt ſo hell, daß ich's hier, beim offnen Fenſter, erkennen kann.

So! — Und nun ſchnell das Jaquet über, den Hut. Zum Fenſter hinaus. Leiſe durch den ſchönen hellen Garten. Über den Zaun, mit einem Satz.

Die Ungeduld! — Und ſie wird mich doch noch mein Weilchen warten laſſen. —

Aber wenn ich hier langſam ſo an den Gärten hinbummle?

Alles ſchon tot. Nirgends ein einziges, rotes Licht zwiſchen den ſchwarzen Bäumen durch. Wie das Mondlicht drin flimmert! Wie ſie ſich in den weiten, klaren Himmel zacken!

Fern, fern vom andren Ende der Stadt kläfft hell ein Hund in die mondflimmernde

Nachtluft hinein. Rein und klar jeder Ton. In einem fort. Aus dem Innern, vom Markte her, ſchläfrig, behaglich das Kuhhorn des Nachtwächters. Von Zeit zu Zeit, immer wieder. Jetzt hier, jetzt da. — Das Kirchenglöckchen: zehn zitternde, ſilberhelle, friedliche Töne.

Die wunderfriſche, ſchöne Nachtluft! — Ah! — Man kann aufatmen, aufatmen, auf' atmen! —

Dort, weit am Horizont verſchimmern die graugrünen, wogenden Felderflächen in den Mondglaſt. Die Sterne tropfen darüber hin. Unzählig! Unzählig! — Schwarz krauſt ſich die Waldung drüben die Berge hinan mit breiten, langen, mattſilbernen Lichtflecken drüber und ſilbernem Gekräuſel. Und der Bach rauſcht den Hang hinunter; rätſelhaft, wie raunend. Verſchwimmende ungewiſſe Töne. Wie Stimmengewirr. Bänglich. — Unruhig bleibt man ſtehen und lauſcht, als könnte man Worte hören, irgend welche Worte. Aber aus den dichten Gärten ſchluchzt eine Nachtigall, weithin, lang, ſüß. Beruhigend. Traulich. — Lächelndes Sinnen überkommt einen.

Huſch! huſch! — Eine Eule. Weich, ſamten über den mondlichten, ſtaubigen Grasweg hin. Zwiſchen den Gärten kreiſchen Katzen. Von Zeit zu Zeit ein flinkes, zierliches, ſich entfernendes Raſcheln in den Zäunen hin, wie in Windungen. Blumen leuchten von den hellen Beeten her. Und hier ſtehen ſie den Weg entlang; wild, in breiten bunten Flecken; regungslos . . .

Weiter! Immer hier an den Zäunen entlang.

Hier der Kirchberg.

Weiß, ſchneeweiß die Kalkwände. Und der Turm, mit den ſchwarzen ſchmalen Luken. Das Glockengebälk. Die Glocken und die Balken ſilbern beleuchtet nach dem Monde zu, an der anderen Seite tiefſchwarz. In dem einen Fenſter fängt ſich das Mondlicht. Es ſieht aus, als wären drin, in dem kahlen ſtillen Kirchenraum Lichter angezündet zu irgend einem myſtiſchen, geſpenſtiſchen Gottesdienſt.

Ein ſteiler Hang mit Kalkgeröll. Drüber, einſäumend, Gras und ſchwarze Lebensbäume und mondbeſchienene Kreuze und weiße Leichenſteine dazwiſchen. Alles ſo ſtill, ſo ſtill . . .

Ob wohl jetzt unten hervor über den abſchüſſigen Weg hin das geſpenſtige Geſpann kommt? Es iſt ganz feurig. Der Wagen, der Lenker drauf, die wilden Roſſe: alles von rotem, glühendem Feuer. So lodert, flammt es über den Weg hin und ziſchend unten in den umbuſchten, laichgrünen Entenpfuhl hinein. Da findet es ſeine Ruhe.

Nein! es iſt ja noch nicht zwölf!

Und dann iſt das auch nur in ganz ſchwarzen Nächten, in denen man die Hand nicht vor den Augen ſieht, und da auch nur für Sonntagskinder.

Aber wie ſonderbar! Es war mir doch wirklich zwei Sekunden ſo, als könnte das möglich ſein. Ich habe, ein wenig zitternd, ſogar darauf gewartet.

Man verlernt in einem ſo kleinen, dummen Neſte doch all' ſeine kluge, gute, verſtändige Großſtadtweisheit. Man fühlt und glaubt das Ungereimteſte wie ein Kind.

Ach, was iſt der Verſtand! — Der Verſtand? Ach was! Der Verſtand iſt ein ſpargellang aufgeſchoſſener, engbrüſtiger, bläßlicher Lümmel, einen Kneifer auf der ſpitzen Naſe, vor kalten, grauen Augen, mit ſchmalen mokanten Lippen,

und dünnem, glattgeſcheiteltem Haar von einem charakterloſen Blond. Das iſt der Verſtand. — Ein Lokalprodukt von elektriſchem Licht, guten Fahrverbindungen, breiten, klaren, ſaubren Straßen, modiſch geputzten Menſchen, Fabrikſchornſteinen, Paläſten und Telephonen . . . Da geht alles ſo leicht und gut und bequem zu. Das Leben wird klar, plan, ſyſtematiſch wie ein Rechenexempel und ſelbſt Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei. Bis einem gelegentlich ein mondbeſchienener Kirchberg einen Strich durch die ſaubere, zierliche Rechnung macht und das Leben einen wieder einmal in einer ſtillen, nachdenklichen Stunde als Problem mit ſeinen geheimnistiefen, rätſelhaft unergründlichen Nachtaugen anſieht . . .

* * *

Weiter. Hier am Bache entlang, zwiſchen Gras, Huflattich und Ranunkeln hin. Hier iſt es dunkel, ſchaurig. Ein feuchter, kühler Waſſerdunſt.

Von den Gärten hüben und drüben, dicht

über die ſchiefen Lattenzäune weg, drängen ſich buſchige, ſchwarze Zweige über das Waſſer hin. Sie berühren ſich. Und das Mondlicht ſickert tropfend hindurch und legt bebende Reflexe über das ſtill plätſchernde Waſſer und die breiten Blätter auf den dicken, hohlen Stielen am Ufer hin.

Hier und da eine Lücke in den Zäunen. Ich ſehe auf ſilbergrüne Wieſen. Schweifende, wallende, wogende Nebel drüber und Silbergerieſel.

Langſam, träge treibt da etwas mitten in der Strömung, zwiſchen weißen und gelben wankenden Waſſerroſen hin. Etwas Langes, Schwarzes, Rundes. Im Mondlicht Löcher drin, weiße Rippen: ein Kadaver. Ein toter Hund oder ſo etwas. — Da treibt es vorbei, weiter; entfernt ſich mit den flinkernden, plätſchernden Wellen, hinein in den ſilbrigen Mondglaſt da hinten zwiſchen dem übergeneigten, ſich miſchenden Baumgrün.

* * *

Angelangt!

Die Lattenthür iſt angelehnt, halboffen; wie verabredet.

Zwiſchen den Zaunbüſchen durch ſeh ich in den Garten. Mit klopfendem Herzen.

Nein, noch nichts.

Ob ſie ſich verſteckt hat, mich neckt?

Hinein. Suchend zwiſchen dem Flieder, Schneeball, Goldregen, den Stachelbeerbüſchen und Obſtbäumen hin. Lächelnd, immer auf der Hut, daß es nicht unverſehens weiß hinter einem Buſch, hinter einem Baum vorhuſcht, mich zu erſchrecken.

Nein! Noch nicht da. Nirgends.

Natürlich! . . .

Hier auf die Bank, unter den Birnbaum.

Vom Kirchberg her ein feiner, verzitternder Klang.

Ein Viertel auf Elf.

Das helle Licht über die Beete und Blumen, über die gelben Kieswege hin! Wie am Tage. Hinter dem Zaun der plätſchernde Bach. Und die

ſchöne milde, linde Luft und der weite, weite lichttropfende Himmel . . .

Und . . .

Sſt! War das . . .

Nein, die Katze! Dort an den Büſchen hin!

Oben lugt das Haus über das Hofſtacket empor, mit hellem Dach und weißen Gardinen zwiſchen dem Weinlaub vor. Kein Licht. Alles dunkel.

Nein! Noch nichts . . .

Ich lehne mich gegen den Baumſtamm und ſeh in den Himmel hinein, weit droben über den Bäumen und träumenden Dächern, immer nur in den Himmel hinein. Es iſt, als ob all das unendliche Licht herniederſinkt, immer tiefer, immer näher, wie ein goldiger Regen.

Und in ſehnendem Traum ſeh ich hinein in den goldigen, ſchönen Trug; lange, lange . . . Wunderbar beruhigt und doch ſehnend und meine Gedanken ſchweifen, wer weiß, wohin . . .

Da — Alles fort! Ein jäher, minutenlanger Schreck. Aber es iſt mir weich und warm über die Augen weg und ein linder, warmer Atem an den Schläfen hin und von hinten ein leiſes, ſilbernes Kichern . . .

„Du?!“ — — —

Die Rezenſion.

Eins verurſacht mir zuweilen eine ſtille Freude. Daß ich hier ſo gar nicht wähleriſch bin.

Es iſt unglaublich, was für ein hölliſches Beizkraut von Tabak ich nebenan beim Krämer bekomme. Es würde mich in der Stadt zur Verzweiflung gebracht haben. Und wie ſchön ſchmeckt mir hier im Garten bei einem Buch, oder draußen zwiſchen den Feldern, meine Pfeife Paetum optimum supter solem . . .

Auf der Enveloppe ein Hahn auf einer Tabaksrolle, mit langausgeſpreizten, ſpießartigen Sonnenſtrahlen herum, oder ein Reuter auf einem Pferd mit wahren Elephantenbeinen. Ein haarſträubend fürchterlicher Holzſchnitt. . . . Ich weiß nicht, ob ihr die Sorte kennt. Kaum.

Das macht, ich lebe hier in ſo ganz andren Dingen. Ich bin ſo gleichmäßig, ſo ruhig, ſo

heiter-durchſättigt von all dem ſchönen, ſonnigen, ſommerlichen Leben hier.

Jetzt ſeh ich erſt, wie ich in der letzten Zeit meine Kraft, meine Gedanken und mein Empfinden in allerlei nebenſächlichen Kleinigkeiten verkrümelt hatte. In den heikelſten Raffinements hatt ich mich verloren. Ach Gott, wer weiß, was alles! Immer von einem zum andern. Alle möglichen Japanereien.

Aber jetzt? Wie ausgetauſcht bin ich!

* * *

Ich ſtehe z. B. jeden Morgen um fünf Uhr auf. Sobald die Sonne über das Dach geklettert iſt und zwiſchen der Lücke im Fenſtervorhang durch kann und mir mit ihren goldnen Fingern über das Geſicht ſtreichelt, muß ich heraus.

Unten im Garten trink ich dann meinen Kaffee, unter einem weitüberhängenden Apfelbaum, zwiſchen Kohlbeeten, Stachelbeerbüſchen, Stiefmütterchen, vis-à-vis einer rotaufgeblühten Nelke, die durch den ganzen Garten leuchtet, recht prätenziös über all die Roſen, die roten und gelben

und weißen, am Stacket hin. Oben im Hof piepſen die flaumigen Hühnerküchelchen um die Glucke herum, und der große weiße Hahn, Herr Meier, mit dem feuerroten, in der Sonne transparenten Kamm trompetet in den friſchen Morgen hinein auf dem ſchönen goldgelben und ſammetbraunen Düngerhaufen.

Dann ſtreif ich durch die Felder.

Zuerſt an einer Bergkante hin, hinter mächtigen ſchattenden Buchen, Linden und Kaſtanien. Bläuliche Schattenflecke und goldiggelbe Lichtkringel zucken über den braunen Weg. Nach unten, den grünen Hang hinunter bis zur Chauſſee, Kirſchbäume und Rotdorn. Zwiſchen den Bäumen hindurch ſeh ich über weite, thauglitzernde Wieſen weg am Bache hin. Jenſeits winden ſich Felder kreuz und quer und bunt durcheinander die Hügelhänge hinauf. Und hier und da, zwiſchendurch, blitzt lang der See auf. Links liegt das Neſt in dem Thalwinkel in das Grün eingekuſchelt, und die blauen Rauchſäulen ſteigen ſteilgrade in die Morgenluft hinein.

Dann bieg ich rechts in einen ſteinigen Hohl-

weg ein. Von beiden Seiten hängt dichter, ſtaubiggrüner Teufelszwirn über. Oben, zwiſchendurch, ein langgeſtrecktes, tiefblaues Bandſtück vom Morgenhimmel und in den Gärten die Finken und Meiſen und die Bachſtelzchen, die Wippſchwänzchen, trippeln vor mir über den Weg.

Und dann, auf einmal, bin ich im freien Felde.

* * *

Sonne! Sonne!

Die ganze Welt iſt trunken von Sonne...

Weit die Hänge hinunter, hinauf und wieder hinunter in die Länge und Breite und Tiefe. Weit, weit!

Und oben: mächtig, mächtig der lerchenſchmetternde Himmel mit dem großen, gleißenden Sonnenauge.

Sonne! Sonne!

Die Morgenluft wühlt in werdenden und verebbenden und wieder neuen ſilbrigen Wellen

über die weitgedehnten Felder hin. Und jeder Gedanke ertrinkt mir in dieſem goldigen, weitleuchtenden Lichtmeer.

Aber über die Arme und den Körper rieſelt es mir, heiß, belebend wie elektriſche Ströme und meine Bruſt hebt ſich und freier rühren ſich die Füße. Und hinein in den ſonnigen, friſchen, geſunden Morgen; in die Luft, in die Sonne! Weiter, immer immer weiter!

Und meine Augen weiten ſich und meine Nüſtern dehnen ſich und ſchnaufen die Luft ein, und mir iſt, als wollt ich mit jeder Fiber das alles in mich aufnehmen, die ganze lichte, ſingende, weite, herrliche Welt!

Und ich ſtammle wunderliche, wahnſelige Worte vor mir hin, die ich nicht höre. Es iſt nur, als flute etwas aus meiner Seele heraus, hinaus wie überſtrömendes Leben, überwallende Kraft.

Und alles liegt unter mir, weit unten in der Sonne.

Die hohen Thalbäume ſo klein, mit krauſem, zitterndem Laub, und die Pflüger, wie Schnecken

langſam die ſattbraunen Feldbänder hinkriechend und die kleinen Dächer und der Fluß.

Nur hoch, hoch da oben, ewig über mir, das jubelnde, golddurchblitzte Blau, weißleuchtendes Gefieder drin, dort und dort.

Und ich möchte aufſchreien vor unbändiger Luſt und quälender Ungeduld, und ich recke die Arme und verliere mich in Kraft und Leben.

Bis ich taumlich werde von alledem, bis es mir über die Kräfte geht und ich hinſinke in das krauſe Weggras und mein trunkenes Auge ſich ſammelt und beruhigt an den ſtillen, roten nickenden Wegnelken und dem gelben Steinklee und dem violetten Thymian, den bunten Schmetterlingen und den leiſe, leiſe ſummenden Hummeln.

Wie betäubt lieg ich, und ſtarre vor mich hin. in das kurze Gras und wage nicht ſeitwärts zu blicken . . .

* * *

Hier ein Grashalm, ſcharf an beiden Rändern von unzähligen Kryſtallen. Vorn an der zierlichen Spitze ein rundes, funkelndes Tautröpfchen. Das

Hälmchen ſchwankt leiſe in der wehenden Luft hier oben. Und der Tropfen leuchtet. Jetzt orangen, jetzt goldig, jetzt bläulich, grün, violett, ſilberhell.

Halme, dünn, ſchlank, mit grißlichen Dolden.

Wenn ich den Kopf in das kleine, krauſe Raſengewirr lege und die Augen etwas zuſammenkneife, wanken ſie wie ſturmbewegte, hohe Baumkronen gegen den ſtahlblauen Himmel hin und her, hin und her. Wie ein Wald von wunderlichen Fabelbäumen.

Und die Hummeln mit dem ſchwarzſamtenen Leib und der braunſamtenen Verbrämung, eifrig von einem Kelch zum andren. Und dann in die Luft hinein, in den ſonnigen Morgen, hinunter in das Thal, taumelnd im zackigen Flug, in der Luft ſchwebend wie rieſige Ungeheuer.

Vor mir eine Feldnelke. Wie ich ſie betrachte, ragt ſie hoch, hoch über eine einſame Feldſcheune weit draußen am hüglichen Horizont und taucht mit ihrer glutroten Krone in den Himmel.

* * *

Und ich atme auf, tief, einmal, wieder und wieder.

Ich ſtammle vor mich hin, alte vertraute Laute. Und die fügen ſich zu rythmiſchem Tonfall; wie die Luft weht und ſtoßweiſe mir in den Ohren knittert, gleich flatterndem Seidenband; wie die Grashalme ſich biegen und beugen, hin und her, hin und her; wie die Lerchen trillern in beſtimmtem Rythmus, der wiederkehrt und wiederkehrt, leiſer, lauter, ferner, näher; wie der unaufhörliche Feldgeſang der Inſekten; wie die weiten Felder den Hang hinabfluten und fluten; wie mir das Blut wallt und brauſt; immer, unerſättlich, in demſelben Rythmus.

Und erſtaunt lauſch ich mir ſelbſt.

Ich glaubte, ich könne das nicht mehr.

Und wie ich lauſche, iſt es dieſelbe alte, ewige Melodie. Immer dieſelbe, unerſättlich dieſelbe. Fragend, ſehnend, wild, beruhigt, angſtvoll und glückgeſättigt.

Die alte Weiſe. Das alte Lied.

In Ewigkeit wohl wird es geſungen werden . . .

Und ſo lieg ich und lieg, in der Sonne, im Grün. Über mir die blaue Unendlichkeit und unter und vor mir die weite, grüne, jubelnde Welt. Und die Gedanken ſchweifen, bis mich ein Grauen faßt, ein wonniges und drückendes Grauen, daß ich mit ihnen ſo allein bin, ſo allein hier oben in der ſtillen, rätſelhaft raunenden Einſamkeit . . .

Und hinunter wieder, taumelnd, träumend, mit wankendem Fuß in die thalfriedliche Enge der Menſchen . . .

* * *

Das erſte Haus, eine kleine, weißgetünchte Kathe an einen laubigen Hügel gelehnt, ſich duckend zwiſchen aufgeſchichtetem Birkenholz und Miſt, flachsköpfige Kinder in bunten Kittelchen vor dem ſchwarzen Thürloch, knallrote Geranien und Fuchſien auf den grünen Fenſterbrettern, macht mich wieder zum vernünftigen Menſchen.

Ich bin ſogar im Stande über die Gaſſe weg dem dicken Krämer einen „guten Morgen“ zuzurufen, wie er in der Thür ſteht und in die Morgenluft ſchnüffelt.

Nein! Er dankt mir ganz normal. Es iſt unmöglich, daß man mir ſo etwas wie den verrückten Engländer anmerkt.

In ſo einem kleinen Klatſchneſt wäre das auch in mancher Hinſicht fatal.

Für alle Fälle iſt es auskömmlicher, man merkt mir gar nichts an, gar nichts, ſo wenig als möglich, weß Geiſtes Kind ich bin. Ganz kann ich mich ſo wie ſo nicht verläugnen und ich weiß, daß mich dieſer infame Dütchendreher mit Wonne bei meinen Einkäufen übervorteilt. Wer weiß, was für lapsus ich mir ſonſt noch in meiner göttlichen Unbewußtheit zu Schulden kommen laſſe. —

Fidel pfeif ich mich die Gaſſe hinunter und habe dabei ſo meinen Spaß, wie ſich allerlei Gedankenwerk in meinem Schädel zuſammenkreiſelt. Sicher werd ich heute noch was zuſammenleimen, das die ganze Morgenherrlichkeit wiederholt, kindlich, kindiſch ſtammelnd, trotz aller Müh und zerkauten Federhalterenden.

Ach ja! —

Und dann wieder die Rezenſenten im Winter. Wie ſie mir alle meine Gebreſten vorfingern werden!

Da merkt man erſt wieder mal, was für ein capitaler Ignorant man iſt . . .

Ja ja, die Rezenſenten! —

* * *

Mit dieſer, allerdings etwas flüchtigen, Berückſichtigung einer gewiß nützlichen Menſchenſorte tret ich in mein Zimmer.

Ein lichtgrau tapezierter, quadratiſcher Raum voll Sonne und Luft. Ein weißes Bett, ein Waſchtiſch, ein geblümtes Sopha mit einem weißen Hundefell davor, ein braungebeiztes Regal mit ein paar Büchern und umſtändlichem Rauchutenſil, ein paar Stühle, ein paar colorierte Stiche à la Neuruppin, ein einziges, breites Fenſter mit weißen Gardinen. Davor gerückt ein großer Tiſch. Viel weißes Papier drauf im wirren Durcheinander und dazwiſchen ein Tintenfläſchchen. Die Sonnenſtrahlen huſchen drüberhin und ſchillern in dem Waſſerglas mit den vier „gloire de Dijon.“ Und draußen ein wippender, ſchaukelnder, ſattgrüner Laubtumult. Dahinter bläulich die Hügel.

* * *

Nun?

Hier: feierlich, würdig, reſerviert, mit einer gewiſſen Andacht hierhergelegt, ein Kreuzband. Richtig! Eine Zeitung!

Na?

„Allen, die ſich Menſchheit, Leben und
„Poeſie von Grund aus verekeln laſſen
„wollen, ſei dieſes Buch beſtens empfohlen.
„Es häuft Häßliches, Schmutziges und
„Niedriges bergehoch. Nichts wie Schmutz,
„Elend und Verkommenheit, körperlich wie
„geiſtig. Ebenſo wie jener ſchönfärbende,
„falſche Idealismus, welcher alles in er-
„borgten Schimmer kleidet, iſt ein Todfeind
„aller Poeſie jene ſogenannte Wahrheit, die
„alle Krankheiten, ſeien ſie des Leibes oder
„der Seele auf die Geſtalten häuft und die
„Augen ſchließt, um nichts Lichtes zu ſehen.
„Nur der Wechſel von Licht, Halblicht und
„Dunkel giebt den Schein der Körperlichkeit
„in Kunſt und Leben“ u. ſ. w. u. ſ. w.

„Schmutziges?“ „Niedriges?“ „Idealismus?“ „Wahrheit?“ „Halbdunkel?“ „Schatten?“ „Poeſie?“

Ja, da haben wir ja wieder mal gründlichſt die Jacke vollgekriegt!

Und wie viel kluge Worte der Mann hat! Daß doch der liebe Gott für ſo viele ſchöne, ſaubere Redensarten geſorgt hat!

O, du heilige, böſe Natur! Du meine glückliche, unglückſelige Liebe! Warum läßt du mich die Worte und klugen Maaßſtäbe vergeſſen? Weshalb biſt du mir im „Kleinen“ wie im „Großen“, im „Geringen“ wie im „Bedeutenden“, immer dieſelbe, immer die gleiche, immer und überall und vor allem das große, ſüße, ſchauerliche, erhabene und lockende Problem? Längſt biſt du ja in ſäuberliche Grade und Werte verrubriziert. Daß du doch immer und überall ſo wunderbar biſt und es mich vergeſſen läßt!

Dir iſt es gleich: für mich iſt es kein Spaß. Denn ich muß in der „thalfriedlichen Enge der Menſchen“ wohnen.

Ja, wenn man ſo vergeßliche Triebe hat!

O, du lachendes freudiges Morgenlicht! . . .

Und ich lache in die ſchöne Welt hinein und lache und lache. . . .

Gut! Weg damit!

Die niedliche Hand aber, die mir mit ſo unſchuldiger Andacht dieſe prätenziöſe, mürriſch-mißvergnügte Zeitungsmißgeburt auf meinen Tiſch gelegt hat, wird heute Abend warm in meiner liegen. Heute Abend . . .

Und alles bleibt beim Alten.

Trotz alledem und alledem . . .

Einſamkeit.

Eine Stelle fand ich heute in meinem Notizheft, die ich mir neulich einmal aus irgend einem Drama ausgezogen hatte.

„Auf allgemeines Verlangen: es wäre ungeheuer angenehm," ſagt da einer, „wenn all dies Gewäſch von Freiheit und Ehre und Selbſtſtändigkeit und Sittlichkeit und Verantwortung und Berufenſein und Wahrheit bald ein Ende hätte. Sehen Sie, wir werden ganz verrückt davon! — All die dicken Worte und feiſten Redensarten!"

O ja! — Nun, ich lache auch, über „all die dicken Worte und feiſten Redensarten." Denn hier bin ich gut im Sichern.

Das Kreisblättchen, das alle Woche dreimal hierherkommt, iſt ungefährlich. Und ſonſt . . .

„Weit! Weit
Liegt die Welt hinab,
Ein fernes Grab.
O holde Einſamkeit!
O ſüße Herzensfreudigkeit!"

Einſamkeit! Einſamkeit!

Ach! ich möcht es nur ſo herausjauchzen!

Nun leb ich erſt! Das war's, was ich brauchte, als ich hierherging! Nicht mich zerſtreuen, nicht „erholen“: zu mir ſelbſt kommen wollt ich.

Jahre überblick ich. Das Neue des Tages, der Zeit ſtürzte auf mich ein, von allen Seiten.

Es hat mich begeiſtert: es hat mich geängſtigt und müde gemacht.

Ich habe mich an ihm bereichert: das war meine Begeiſterung, mein gieriges Aufnehmen, all die Wonne dieſer Jahre.

Ich hab es von mir abgeſchieden: Ach! all die ſchlimmen Stunden, wo es mich faſt verrückt machte, wo ich in Ermattung und Stumpfheit, in Verwirrungen und fiebernden Erregungen mich verlor!

Und nun! Nun find ich mich wieder. Nun werd ich mir bewußt, was das alles zu bedeuten hatte.

Man kann ſich nicht verlieren. Man kommt immer zu ſich ſelbſt zurück. Und ich? Bereichert. O ja! Bereichert! . . .

„O holde Einſamkeit!
O ſüße Herzensfreudigkeit!“

Aber nicht die „blaue Blume“ will ich hier ſuchen gehn, alter Tieck! hier in walddämmernder Einſamkeit: mich ſelbſt will ich fühlen und entfalten. Ich brauche keinen romantiſchen Hexenſpuk und keine „blaue Blume,“ die mir die Herrlichkeiten der Welt aufthut! Ich bin ein Kind meiner Zeit! — Frei will ich ſein, was ich geworden bin, hier — und dort, wo ich es geworden bin, wo dieſelben Kräfte ſpielen wie hier. Nicht das „Hier“ iſt beſſer als das „Dort,“ und nicht das „Dort“ als das „Hier.“ Überall iſt die Welt wunderbar. Überall die gleiche, eine . . .

Ich brauche keine „blaue Blume.“ Die blaue Blume iſt mein fühlendes, lebendiges Herz.

In Luft und Licht will ich mich baden, das tauſendfältige Leben der Natur hier in der Einſamkeit fühlend mitleben, wie ich es — „dort“ nun mitleben werde. Nicht nach Wundern will

ich ſuchen, die mich erlöſen ſollen von dem, was täglich mich umgiebt, ſondern fühlen, bis in mein tiefſtes Herz hinein erſchauernd fühlen, wie das und alles ein Wunder, ein unausſprechliches Wunder iſt! . . .

Nicht mit Metaphern und Hyperbeln will ich die ſchöne Wunderwelt verrenken und mir darauf etwas zu Gute thun, und andern zumuten, daß ſie ſich dabei etwas zu Gute thun ſollen: die Welt iſt nicht zu verſchönen! Sie iſt ſchön, ſo wie ſie iſt. Und wenn ich „Licht“ ſage oder „Mücke,“ „Blume“ oder „Baum,“ „Werden“ oder „Vergehen,“ ſo bebt mein Herz vor unerhörten Wundern . . .

Das iſt meine ganze Weisheit, in ſchlimmen Tagen erkämpft, in der Einſamkeit erkannt . . .

Lektüre.

Die wunderbaren Stunden, wenn ich Nachmittags mit meinem Buch hinaufſchlendre in die Waldeskühle!

Denn einige Lektüre hab ich mir doch mit hierhergebracht. Wenigſtens ſo pro forma. Man iſt doch nun einmal civiliſierter Menſch.

Aber gleich geſagt: Doſtojewski, Zola, Ibſen, Tolſtoi u. ſ. w. hab ich zu Hauſe gelaſſen. Ein paar Bände Goethe, das „Wunderhorn," den „Simpliciſſimus," den „Jobſt Sackmann" und noch einiges Deutſche derart, hatte ich mir diesmal in meinen Reiſekoffer geſteckt. Alte Liebe roſtet nicht . . .

Ich weiß nicht: aber es geht mir immer wieder das Herz auf über alledem, wenn ich mich in den Sackgaſſen der Fremde ſo recht abgemüht und herumgeſchunden habe. Und wenn ich ſo in

den alten Büchern leſe, in dieſer Umgebung und jetzt: wird mir gleich wohler.

Mutterſprache! — Alt, veraltet: ja! Meinetwegen!

Aber doch: der Geiſt iſt derſelbe; er trägt auch mich. Auch heute noch! — Und es iſt mir, als wolle das alles weiter wachſen, neue Triebe treiben, neu ſich offenbaren.

Es bleibt am Ende doch ſo: man fühlt nur ſeine Gefühle, ſpricht nur ſeine Sprache. Das iſt Pflicht. Das iſt Notwendigkeit.

* * *

Die wunderbaren Stunden!

Die Gaſſen liegen ſtill und öde. Die Leute ſind draußen auf den Feldern oder drin in ihren Werkſtätten. Ein paar Fliegen, ein paar Schwalben, die Luft in feinen Wellenlinien an den Häuſerchen und über dem ſtillen Laub der kleinen Vorgärten hinflirrend in dem heißen, hellen Nachmittagslicht: das iſt alles. Drüber der Himmel mit ſchneeweißen, in einem feinen Silber-

duft verſchwimmenden Flockenwölkchen. Ab und zu, von dem Hügelland oben ſchräg vor dem Ausgang der Gaſſe her, ein kühlendes Lüftchen.

Noch ein halbes Stündchen Weg über die grünwelligen Hügelhöhen hin und ich ſtehe zwiſchen dem Vorgeſtrüpp an den alten, ſtillen Eichen hin . . .

Hoch oben in den mächtigen Wipfeln ſpielt die Sonne. An den dicken, grauborkigen Stämmen liegt es in goldigen, ſaftiggrünen, lila und violetten Lichtern.

Tief aus dem blaudämmernden Grund, fern, weithinverhallend in der nachmittagsſtillen Einſamkeit, der gelle Schrei eines Vogels.

Morſches Geäſt und Reiſig knickt unter meinen Schritten in das weiche Waldmoos hinein, und die Dornen der wilden Roſen zupfen an meinen Kleidern.

Ein Getier, das durch Farren, Moos und hohes, wogendes Waldgras hinraſchelt. Wuchtende, leiſe ſauſende Schwingen über mir hin. Ein Rabe, ein mächtiges, ſchwarzes Tier, der ſchräg über das Geſtrüpp zu dem Vorland hinſtrebt.

Und nun verlier ich mich zwiſchen den alten Stämmen, hinein in das kühle, bläuliche Dämmern . . .

O hier! Hier . . .

O Einſamkeit! Waldeinſamkeit!

* * *

Mein Ruheplätzchen!

Tief im Wald drin haben die Eichen ein Stück grünen Hang freigelaſſen. Im Kreis ſtehen ſie herum, hoch und ſtill, mit ihren breiten, wetterzerklüfteten Wipfeln. Zwiſchen den Stämmen das wunderliche Dämmern. Zitternde Sonnenlichter laſſen hier und da ein Stück Stamm draus hervorleuchten und fallen in goldigen, ſchwankenden Tropfen über die Haſelnußblätter drunter. Alles andre verſchwimmt, nach hinten, in ungewiſſen, nebligen Kontouren. Unten an den Stämmen Haſelnußgebüſch und wilde Roſen. Hohes, lichtgrünes Gras über die ganze Lichtung. Bunte Waldblumen leuchten in der Sonne draus vor. Ein fortwährendes, leiſes, metalliſches Geſumm von Waldbienen, Hummeln und Käfern. Bald

laut, bald leiſe. Ferner, näher. Oben über allem, wie eine freie Flucht aus dieſer waldbämmernden, rätſelhaften Beengtheit, die blaue Himmelstiefe.

Hier unter dem Haſelbuſch iſt das Gras noch niedergedrückt. Das iſt mein Plätzchen.

Ich laſſe mich nieder.

Das Schrillen eines Raubvogels. Das Pochen eines Spechtes. Aus dem tiefen Grunde, rieſelnd, ein Waldwäſſerchen. Hin und wieder ein Luftzug, der ein Laubgewisper unvermutet weckt.

Ich klappe mein Buch auf und fange an zu leſen.

* * *

Ja! Nun iſt es doch wieder ſo ein gelbbroſchürter Franzoſe, der heute früh unverſehens auf meinem Tiſche lag.

P. Bourget: Le Disciple.

Eine Einleitung. Ich überfliege ſie. Eine Litanei gegen die Dekadence. Der „jeune homme de 1889“ wird vor zwei Zeittypen gewarnt:

dem „homme cynique et volontiers jovial“, deſſen „religion tient dans un seul mot: jouir“ und vor dem andren „qui a toutes les aristocraties des nerfs, toutes celles de l'esprit, et qui est un épicurien intellectuel et raffiné.“

Aber da iſt auch ſchon die erſte Störung.

Eine Eintagsfliege kribbelt mit analphabetiſcher Reſpektloſigkeit über die ſaubren, ſchwarzen Zeilen.

Jetzt macht ſie halt. Mit ihren ſpinnwebfeinen Füßchen trippelt ſie auf einem „nihiliste délicat“ herum.

Ich ſehe ihre feinen Flügelchen mit dem zarten Perlmutterglanz. Ihr dünnes, lichtgrünes Körperchen krümmt und windet ſich zierlich auf und nieder. Die Äugelchen: wie goldene Stecknadelknöpfchen. Ihre zarten, langen Fühlfädchen vibrieren hin und her, nach oben, nach unten, nach den Seiten.

Mit aufgeſtützten Ellbogen lieg ich lang im Graſe vor dem Buche und betrachte das Tierchen,

minutenlang, und fange an zu träumen und ſo vor mich hinzudämmern.

Ach was, leſen!

Ich wälze mich einen Schritt von P. Bourget, dem Warner, fort, lege mich auf den Rücken, die Hände unterm Genick und ſehe gradaus in den Himmel hinein.

* * *

Dieſe herrliche Stille!

Ich kann hören, wie mir das Blut in den Ohren rollt.

Sie wiegt mir jeden Gedanken ein.

Ein paar Schmetterlinge, ſich umtaumelnd, flattern in das blendende Blau hinein. Um ihre ſchwarzſammtenen Flügel zieht es ſich wie ein goldglühender, feiner Saum. Manchmal blitzt das tiefrote Tupfchen oben auf den Schwingen.

Ein Flügelklatſchen und Sauſen. Ein Flug Waldtauben in zierlichen, langen Spiralen über die Lichtung hin ins Gehölz hinein.

O Einſamkeit!

O, ich werde wieder fromm! Wie ich es damals war, als meine Mutter mich einen freundlichen alten Mann kennen lernte mit einem Gefolge von Engeln und Elfen, Königen, Rittern, Märchenprinzeſſinnen, weiſen Frauen, Feeen und Fabeltieren, welcher der „liebe Gott“ hieß.

Ihm gehörte die ganze Welt. Tief, tief unten die blaudämmernden Gründe mit rauſchenden Unterweltswaſſern, mit rotglühendem und ſmaragdenem Geſtein, mit unermeßlichen Schätzen, die weithin durch die finſtren Schlüſte blinken, von den Erdgeiſtern bewacht. Die ganze Welt konnte man mit ihnen gewinnen. Und ihm gehörte die weite, lichtfrohe Erde mit Städten und Dörfern und Burgen, Feldern und Strömen, Wäldern und rieſelnden Quellen. Und auch die Wunderquellen, zu denen nur die Sonntagskinder gelangen. Unter vieler Gefahr für Leib und Seele. Aber wenn man von ihnen getrunken hat, wird man ſein Lebtag nicht krank und weiß alles in der Welt. Die Sonne oben war ſein Auge, und das helle, goldige Licht über die Erde,

über Bäume und Bäche, Blumen und Gräſer hin, ſo lachte er.

Wieder fromm! Wie damals; und doch anders . . .

* * *

Und nun kommt dieſe unerklärliche Stimmung über mich.

Ganz Lauſchen bin ich, ganz Sehen, ganz Fühlen. Sonnenſchein, wehende Luft, rieſelnder Quell, Laubgeflüſter, Bienenſummen. Nichts bleibt von mir ſelbſt übrig als ein unausſprechliches Luſt- und Kraftgefühl . . .

Ich ſpringe auf und ſtopfe meinen Franzoſen in die Taſche.

Hier durchs Gebüſch und vorwärts auf den wildeſten Pfaden, immer vorwärts in die ſchöne, grüne, lebendige Welt hinein.

Die Zweige raſcheln an mir hin, an meinen Kleidern, an meinem Geſicht, meinen Händen. Es iſt mir wie eine Liebkoſung.

Zwiſchen den alten Stämmen ruf ich mir jauchzend das Echo wach.

O eine Bitte! Eine dringende Bitte!

Man hat's doch heute überall „so herrlich weit gebracht." Möchte nicht einer von unſren gewiß höchſt ehrenwerten Grüblern, Wiſſenſchaftlern, Lumpenſammlern der Weltgeſchichte und beſtpatentierten Erfindern, irgend eine Botaniſiertrommel zuſammenmathematiſieren, in der man ein bißchen, ach! nur ein winziges bißchen von dieſer freien, fröhlichen, ſchaffenskräftigen Waldſtimmung einigermaßen wohl conſerviert hinuntertransportieren könnte in die ſo geſcheidte und, ach! ſo enge, enge Welt?

Na?! Sämtlichen Humanitätsduſel und ſämtliches neunmalkluge Gebildetſein wollten wir freudig dafür dreingeben, o heiliger Homunculus! . . .

Ach ja! Wenn man nur Zeit hätte auf individuelle Wünſche Rückſicht zu nehmen! . . .

Man wird mich günſtigſtenfalls vertröſten und die Petition einſtweilen ad acta legen . . .

* * *

Ein paar Stunden ſind hin. Und nun iſt es gegen Abend und ich ſtehe wieder draußen auf den Hügeln.

Und da ſteh ich und freue mich wie ein Kind, wie ſchön das Abendrot da oben über dem dunkelnden Wald hinleuchtet.

Hat man nun wohl bei ſo widerborſtigen Sympathien das Zeug zu einem „décadent,“ zu einem „homme fin-de-siècle?“

Ich glaube, ich werde mein Lebtag beim beſten Willen nicht geſcheidt genug dazu ſein . . .

Feierabend.

Den ganzen Nachmittag über grub ich heute hinten im Garten, und nun hab ich gegessen, in der Laube, der vollbrachten Arbeit gegenüber, zwischen flüsterndem Weingerank, an weiß gedecktem Tisch. Milch, Eier, Landkäse, Schinken und braunes Brot. Mit einem Appetit wie ein Scheunendrescher.

Nun ist es gegen Sonnenuntergang, und vorm Schlafengehn mach ich noch meine Runde durch die Felder.

Auf der Dorfgasse schreiende Kinder. Leute vor den Häuserchen, die ihre arbeitsmüden Glieder in der Abendfrische kühlen. Auf den Höfen bellen die Hunde. Das Brüllen einer Kuh. Dumpfes Pferdegestampf und Stallgeruch.

Drüben das letzte Gehöft. Mit einem langen, windschiefen Stacket streckt es sich spitz in das freie Land hinein, das sanft ansteigt. Eine

Gänſeſchar, weiß an der äußerſten Spitze des Gartens, kreiſcht in die tiefe, milde Abendruhe.

Bis Mittag war heute eine drückende Hitze geweſen, dann war ein kleines Gewitter vorübergerauſcht und hatte Kühlung geſchaffen. Davon iſt der Himmel jetzt noch mit einem dünnen, gleichmäßigen Dunſt überzogen. Am Horizont über den Feldern hin verdichtet er ſich zu einer breiten, blaugrauen Schicht. Dazwiſchen hängt die Sonne, ein mächtiger, dunkelroter Nebelball. Nach rechts und links iſt eine breite, ſchmutzige Röte über den Himmel hingewiſcht.

Ein ungewiſſes Licht. Ein Abendſonnenſchein, mehr zu fühlen als zu ſehn. Nirgends ein Schatten. Und doch liegt es über den Wegſtaub wie ein zartes, violettes Lichtdämmern, und in den Lüften webt es wie ein feiner Lichtdunſt.

Ferner, immer ferner verklingt hinter mir das Kreiſchen der Gänſe, das Gekläff der Hunde. Lauter und immer vernehmlicher jetzt das Schrillen der Heimchen im Weggras und überall zwiſchen dem leiſe kniſternden, überreifen, bronzefarbenen Getreidehalmen, das Schnarren der Rebhühner aus

dem weiten Dämmern. Die mild ſchmeichelnde Abendkühle; das ſcharfe, würzige Duften von den Kartoffelfeldern her und dieſes geahnte Sonnenlicht in der ganzen, abendlichen Landſchaft.

Die dicken Aehren nicken und beugen ſich, und leiſe wühlt es in matten, rotgoldigen Lichtern über ein Hafergebreite hin.

Drüben rutſcht die Sonnenſcheibe zwiſchen den Dunſtſchichten hinunter. Jetzt nur noch die Hälfte, jetzt nur noch ein rotes Tupfchen — und nun iſt auch das weg. Nun ganz das heimiſche, trauliche Dämmern über den weiten, weiten Feldern, und im Weſten, ſchräg über den Himmel hin, die matte Röte. . . .

* * *

Allein. Mitten zwiſchen den Feldern. Ganz allein.

Ein ſo eigenes Gefühl, immer vorwärts, vorwärts, ziellos in das zunehmende Dämmern hineinzuſchlendern mit ſeinen hundert geheimen Lauten.

Ab und zu zuckt es in meinen Armmuskeln von der gethanen Arbeit. Ueber den ganzen Körper eine ſüße, wohlige Müdigkeit. Frei und ruhig geht mein Atem.

Allmälich nimmt es den Horizont weg und die Nähe wird lebendig. Eine Fledermaus, raſchelnd in eine Furche hinein. Das leiſe, flüſternde Rauſchen in den ſchwarzen Wipfeln der Kirſchbäume zu beiden Seiten des Weges.

Ein leiſes, metalliſches Surren vor meinem Ohr, und an meine Backe weht ein feiner, leichter, ganz leichter Lufthauch. Ich bleibe ſtehen, faſt erſchrocken, was es iſt. — Ein Mückenſchwarm. Gegen das verblaſſende Abendrot kann ich ihn noch erkennen, wie er durcheinanderwirbelt in regelmäßigen, zuckenden Spiralen.

Und dunkler wird die Welt und dunkler und verſchwimmt in Dämmerungen. Und weiter und weiter zieht es einen ins Einſame. Jeder Wille iſt umſponnen, ſüß gelähmt von einem heimiſchen Grauen.

Fern, weit von allen Menſchen!

Nur die dunkelnden Felder in der Runde.

* * *

Dort ſchiebt es ſich über den Horizont in die Höhe, ein roter Kreisabſchnitt. Breit, rieſig, daß es einen erſchreckt. Und immer höher und immer runder wächſt es herauf und wird ein mächtiger Halbkreis. Und nun ſteht eine ungeheure Scheibe rot auf dem Horizont. Wie ein nie geſehenes, rätſelhaftes, plötzlich an das Firmament gezaubertes, neues Geſtirn.

Der volle Mond.

Zwiſchen zerflatterndem Dunſt hebt er ſich und ſteigt langſam empor in das freiere Blau und ſein Licht fängt an mit ſilbrigem Glaſt ſich hinzuweben über die weiten, ſtillen Felder.

* * *

Hier, auf kühler Höhe, ſchwarz mit ſeinen dunkelroten Fenſterlöchern, mitten im einſamen Land, ein Schachthaus. Drinnen, dumpf, das Stöhnen und Keuchen einer Maſchine.

Hier oben der freie Nachtfrieden und da unten, tief unter meinen Füßen, mühen ſich Menſchen in enger, dunſtiger Finſternis.

Ein paar hundert Schritte weiter ein Tagesſchacht. Steil, mit ſchwarzen, rieſigen Wandflächen ſenkt er ſich in die dunkle Tiefe. Fern aus dem ſtillen Grund kommt es herauf wie ein Rieſeln und Kluckern von verborgenen Gewäſſern. Dies und das ewige Schrillen der Heimchen ſind hier die einzigen Laute. Drüben, auf der andren Seite, mir gegenüber, ein Stück Stacket, das ſich ſchwarz gegen den Himmel abzeichnet und ein paar kümmerliche, krüpplige Bäumchen, und hintereinander drei niedrige Wagen, mit denen am Tage allerlei Schutt aus dem Schachte herausgefördert wird.

Ueberall dick ſchwarzbrauner, von unzähligen Radſpuren durchfurchter Kohlenſtaub. Drüberhin wird es jetzt lebendig, von einem feinen Glanz und neugierige Lichter bringen mit breiten Streifen hinein in die ſchwarze Tiefe.

Am Tage iſt hier oben und da unten ein lautes Leben von hundert fleißigen Menſchen.

Peitſchen knallen, die ſchwergeladenen Wagen knarren in den Achſen: die Fuhrknechte brüllen und fluchen, die Kohlenwagen rollen und klirren über die Schienenſtränge.

Und jetzt das öde laſtende Schweigen.

* * *

Der Dunſt hoch oben am Himmel iſt zergangen vor dem aufſteigenden Mond her, der nun goldig leuchtend über den hellen Feldern ſteht. Es ballt ſich da oben zu weißen Wölkchen und dehnt ſich hin zu milchigen, dünnen Streifen, zwiſchen denen die Sterne aufflimmern.

Dort ein umgekippter Kohlenkarren, die eiſernen Räder ſchief nach oben; das Mondlicht darauf in ſtillleuchtenden Reflexen. Ich ſchreite hin und ſetze mich und blicke von hier über das mondlichte Land hin.

Und alles, was ich dachte und je gedacht habe, und alles, was ich litt und was mich freute: es wird ein einziges Empfinden, es ver-

dichtet ſich zu einem unausſprechlichen Gefühl, zu einer unſagbaren, ſtillheitren, wonnigen Sehnſucht: einer wollüſtigen Sehnſucht zu ſterben . . . Ich kenne ſie. Ich kenne ſie ganz genau. Willenlos nimmt ſie mich hin.

Ein wunderbares Träumen und Sehnen, wer weiß, wohin? Mir iſt, als ob es mich hinnähme in rätſelhafte Weiten.

Was iſt es? Rauſch? Lebendigſtes Leben?

Glück! Glück! — Zuviel Glück! Ein böſes, gefährliches Glück! . . .

Zuviel Glück: denn das Unſagbare benennen, es feſthalten, es auskoſten in flüchtigen Symbolen, iſt allein erträgliches Glück und erträgliches Leid. Darin leben wir alle, wie wir ſind, was wir ſind . . .

Stimmen. Dunkle Geſtalten gegen den hellen Himmel hin.

Eine Schar Bergleute vom Schachthauſe her. Es iſt mir wie eine Befreiung. Thalabwärts geh' ich ihnen nach zum Dorfe hinunter.

Vor den erſten Häuſerchen unten ſingen ſie noch zu einer Ziehharmonika. Die dünnen Töne verklingen über die Felder, über die nun weit, weit die Sterne leuchten, unzählig.

Ah! Ich bin müde zum Umfallen!

Werd ich ſchlafen! . . .

Sieſta.

Ein Nichtsthun iſt mein Leben hier. So recht ein göttliches Nichtsthun ohne Reue über verlorne tote Stunden. Ich träume ſo hin, in innerſter, ſtiller, unbewußter Fülle. So fühl ich, wie ich gedeihe; gedeihe wie der Baum in freier Luft, in der heitren Sonne. Und nichts mag ich kennen, nichts, nichts außer dieſem Gefühl.

Nach Mittag iſts. Ich ſitze am Fenſter und rauche meine Pfeife Tobak zu einer Taſſe Kaffee. Beim Umrühren wirbelt ſich das flinkernde Braun zuſammen in unzähligen, perlmutterfarbenen Perlchen.

Der Goldrand der Taſſe glitzert in der Sonne. Ein zarter Brodem zieht ſich gegen das Fenſter hin, an dem eine Fliege ſummt. Der Tabaksrauch verliert ſich hinten in dem lichtdunſtigen Zimmer. Vorm Fenſter rankt ſich das helle Weinlaub.

Zwei Kinder. In blauen und roten Kleidchen, in ſaffrangelben Strümpfen kommen ſie die Gaſſe herunter. Hand in Hand ſtolpern ſie über das Pflaſter. Sie haben die Stumpfnäschen in die Höhe gereckt und ſchwatzen laut ihren ſüßen Unſinn ſo vor ſich hin in das goldige Mittagslicht hinein.

Allmälich wiegt es mich ein. Ich dämmre ſo hinüber . . .

Kirchgang.

Sonntag. Die liebe helle Sonne ſpielt hinten im Garten. Alles iſt ſo blank. Der Hof unten ſauber gefegt. Nirgends auch nur ein Strohhälmchen. Auf den blankgeſcheuerten Steinplatten vor der Hofthür iſt weißer Sand geſtreut. Die Hühner gackeln ſtill auf dem hellen Pflaſter umher.

Aus dem Dorfe kein Laut. Nur das zweite Kirchläuten tönt durch die blaue, klare Luft herüber.

Ich habe mich in meinen ſchwarzen Gehrock geworfen und in jeder Beziehung grande toilette gemacht. Denn ich muß heute ſchon mal mit zur Kirche. Schon um mich frei zu halten gegen alle möglichen temperamentvollen Katechiſationen über Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den heiligen Geiſt. Dergleichen kann einem ſehr peinlich ſein, wenn man ſeinen Katechismus nicht

mehr ſo recht am Schnürchen hat. Recht qualifizierbar bin ich in dieſer Beziehung meiner Umgebung hier ſo wie ſo nicht, und es iſt gut, dem Mißtrauen keine weitere Nahrung zu geben. Denn warum in guten Menſchen inquiſitoriſche Inſtinkte wecken? Warum? — Überdies: Gott! Wie lange bin ich in keine Kirche gekommen! . . .

„Sind Sie parat?“

Hinter mir hat die Thür geknarrt. Die Frau Wirtin. Ihr adrettes, rundes Figürchen glänzt von ſchwarzer Seide. In der Hand hält ſie über dem ſchneeweißen, gezackten Taſchentuch das Geſangbuch mit Goldſchnitt und einem goldenen Abendmahlskelch auf dem ſchwarzledernen Deckel. Unter der breiten Strohhutkrempe vor fragend die grauen Augen. Ich glaube, ein wenig mißtrauiſch, ob ich innerlich auch ſo recht auf den Kirchgang vorbereitet bin, und ob es mich auch ja nicht ſo etwas wie eine ſehr zu mißbilligende Überwindung koſtet, mitzukommen.

Nein! ich bin ganz frei und unbefangen.

Hinter ihr, auf dem Flur, roſig das Töchterchen im Sonntagsſtaat, ſauber wie ein Theeröschen.

Ich mache den Damen ein Kompliment übe ihre Toiletten, das wohlwollend entgegengenommen wird.

Ob ich auch einen Zweier habe für den Klingelbeutel.

Alles in Ordnung und nun können wir gehen.

* * *

Die Gaſſe hinauf iſt's ſtill und ſauber. Überall iſt gefegt und vor den Häuſerchen weißer Sand geſtreut. Hier und da blitzt eine blankgeputzte Meſſingklinke in der Sonne und vor den geſcheuerten Fenſterkreuzen glühen die Geranien und Fuchſienblüten. Ein Mann ſteht breitbeinig, in dunklen Sonntagskleidern, mit blendend weißen Hemdärmeln vor einer offenen Hausthür und hat die Fingerſpitzen in den Hoſentaſchen. Kinder, bereits im Sonntagsſtaat, die Haare noch ſtraff und ſtarr von Waſſer, ſitzen in der Sonne und mühen ſich behaglich mit ihren Frühſtücksſtullen.

Die liebe ſchmutznäſige Unſchuld, die noch in keine Kirche zu gehn braucht!

Das heißt, küſſen möcht ich ſie deshalb doch nicht, wie weiland Werther des Amtmanns Jören . . .

Eine Frau, aus einem niedrigen Fenſterchen heraus oder über eine regenverwaſchene Halbthür hinweg, die Kirchgänger zu muſtern.

Zu drei gehen wir, mitten in der Gaſſe, andächtigen Schrittes hinauf.

Da iſt die Frau Ortsvorſteher. Da das Fräulein vom Gute. Sie trägt ſich ein wenig zu auffällig nach der neuſten Mode. Sie beſitzt ein ſehr verwöhntes Spitzhündchen, iſt ſehr in der Marlitt und Werner beleſen, und ihr Lieblingsbuch ſind Geroks „Palmblätter.“ Im übrigen iſt ſie hübſch und, wie man ſich im Vertrauen mitteilt, vom „Herrn“, deſſen Frau zur Zeit in Karlsbad iſt, viel zu ſehr verwöhnt . . . Da die Frau Gutsbeſitzer Soundſo. Ah! Und die Frau Amtmann mit ihren beiden Töchtern und dem Herrn Sohn, der in den Ferien da iſt! Man hebt die Blicke und grüßt.

So gehts dem Geläute entgegen, das immer deutlicher wird. Nun den Kirchberg hinauf. Die Frau Wirtin keucht ein wenig und bleibt ab und zu ſtehn, uns auf die ſchöne Ausſicht aufmerkſam zu machen, die man nach beiden Seiten über die hellen Hügel und Felder hat. Zwiſchen den grünen Gräbern, zwiſchen denen ökonomiſch Kantors Hühner nach Käferlärvchen und Würmern picken, drängen ſich die dörflich bunten Sommertoiletten.

Die Kirchthür. Zu beiden Seiten, in Schneeballbüſchen halb verſunken, ſchief, zwei ſteinerne Ritter, über welche die Sonne ein Netzwerk von bläulichen Schattenflecken ſchaukeln läßt. Aus dem niedrigen, weißgetünchten Thorgang weht es einem kühl entgegen. Oben verſummt der letzte Glockenton. Drinnen ſetzt mit einem ſcharfen Ruck die Orgel ein. Die Kirche dehnt ſich in einem ſonnigen Dunſt. Quer durch, von den Fenſtern ſchräg über die weißen Kirchſtühle hin, legen ſich drei breite, ſonnige Lichtbalken.

Die Frau Paſtor mit ihren ſämmtlichen Töchtern.

„O bitte! Nach Ihnen!“

* * *

„Eins iſt Not, ach Herr dies ei—neee....“

Die Schuljungens oben auf dem hellblau geſtrichenen Orgelchor ſchreien aus vollem Halſe, daß es einem mit Meſſerſchärfe durch alle Nerven fährt, und dazwiſchen macht ſich der Tenor des Kantors vernehmbar. Ueber die Kirchſtühle in ſanftem, ſchwebendem Säuſeln der Diskant der Gemeinde, hier und da übertönt von einem altväterlichen Tremolo oder einem unfügſamen Grundbaß. Bei den Fermaten das Pfauchen und Arbeiten der Orgel.

Einen Augenblick ſtehen wir nebeneinander im Kirchſtuhl über all den bunten Hüten und krummen Rücken. Die beiden Damen verrichten ſehr andächtig ihr Gebet. Aber ich merke, wie zwei Blicke meine Hände ſtreifen: ein ſcharfer und ein erſchreckter. Ich muß ſtill in mich hineinlachen, lege die Fingerſpitzen ineinander und ſenke den Kopf.

Ein Rauſchen, Räuspern und das Blättern der Geſangbücher. Und nun kann ich mich mit gutem Gewiſſen umſehn.

* * *

Ich habe eine Anwandlung von Ironie, über die ich mich aber sofort ärgre. Und im nächsten Augenblick überschleicht es mich wie mit hundert heimlichen Erinnerungen, und nun vertraut sich mir das alles mit hundert Heimlichkeiten.

Viel Umstände haben sie mit ihrem Gotteshaus nicht gemacht. Ein mäßiger, weißgetünchter Raum wie eine große, große Scheune.

Aber Sonne! Sonne! —. Von allen Seiten Sonne, Licht und Luft und über wippendem Laub draußen der blaue Himmel.

Von der blättrigen Decke herab hängt an einer langen, gegliederten Eisenstange ein schwarzgestaubter Kronleuchter mitten über den Köpfen der Gemeinde. Unter den Holzbrüstungen der Chöre mit ihrem plumpen Schnitzwerk in Glaskästen vertrocknete Totenkränze mit weißen, moirierten Schleifen, und mit starren, staubigen Falten ein paar vergilbte, gänzlich zersetzte Fahnen. Hinten, wo der Raum in einen lichtdunstigen Spitzbogen zusammenläuft, steht in ärmlicher Pracht der kleine Altar. Zwischen zwei Kerzen

das ſchwarze Crucifix mit dem vergoldeten Chriſtus dran. Ihre ſtillen Flammen verbleichen in dem grellen Sonnenlicht. Davor die mächtige Bibel, aufgeſchlagen, mit leuchtendem Goldſchnitt, und dahinter ein gänzlich verdunkeltes Gemälde, das die Kreuzigung darſtellt. Nur ein paar Gewänder leuchten noch grellbunt aus dem Dunkel vor, und ſchwefelgelb in der Mitte die beiden Schächer mit immenſem Muskelwerk, und zwiſchen ihnen der dürre, verrenkte Leib des Erlöſers. Ein ſchwarzes Altartuch reicht mit ſchmalen Silberfranzen bis auf die riſſigen, verwaſchenen Steinfließen herunter. Oben, mitten über dem Altar, die hölzerne, graublau geſtrichene, ganz ſchmuckloſe Kanzel, zu der von beiden Seiten Treppen mit grobgeſchnitzten Geländern führen. Dahinter an den kahlen, weißen Wänden lange, dunkle Gemälde. Verdiente Pfarrherrn aus früheren Zeiten. Aus all dem Schwarz leuchten nur ihre roten Geſichter, die Hände, die goldenen Schnallen ihrer Bibeln hervor und vor allem die Bäffchen.

Ach! Mir iſt zu Mute wie nach ſämmtlichen drei großen Feſttagen des Jahres auf einmal!

Zwiſchendurch aber iſt es mir, als hört ich Rauſchegold knittern und als röch ich angebrannte Wachskerzen, Fichtennadeln und buntlackiertes Spielzeug. Als ſtänd ich zur Chriſtmette mit froſtroter Naſe oben auf dem Chor, vor mir, auf der Brüſtung, in blecherner Tülle das brennende Wachsſtöckchen, und jauchzte mit den andren in den jubelnden Trompetenſchall hinein, über all die roten, in einem Lichtglanz von tauſend Kerzen ſtrahlenden Geſichter, und als hört ich die Stimme des Paſtors: „Freuet Euch mit mir, denn Euch iſt heute der Heiland geboren, welcher iſt Chriſtus, der Herr in der Stadt Davids!“

Wie zutraulich nah einem das alles war!

Was man für eine wunderliche Wegſtrecke zurückgelegt hat von da bis hierher! . . .

* * *

Die Orgel lärmt ein frohlockendes Nachſpiel herunter. Ein allgemeines Räuspern, Rauſchen, Huſten und Scharren. Die letzten Strophen hindurch hatte ſich der Geſang eben noch ſo hingeſchleppt, unter allerlei Püffen oben vom Chor her.

Man erhebt ſich.

Vorn ſteht ſchon der Herr Paſtor mitten vor dem Altar und über dem Goldſchnitt ſeiner Bibel wölbt ſich ſeine breite Bruſt. Schön von der Sonne beleuchtet ſein rotwangiger Lutherkopf, die ſaubren, ſteifen Bäffchen unter dem runden Unterkinn. Mit altgewohntem, zuverläſſigem Pathos verlieſt er die Liturgie. Die Gemeinde und oben die Jungens antworten prompt nach jedem Satz, wenn ſich ſeine runden, weißen Hände mit dem Buch ſenken und ſeine kleinen Augen mit dem unerſchütterlichen Blick des Gottesmannes ſich zum Chor erheben.

Ein Zwitſchern. Hell und fein geben es die Wände wieder. Ein Rotkehlchen, das ſich hinten durch die offne Thür hereinverirrt hat und nun ängſtlich an den ſonnigen Fenſtern hinflattert, erſchreckt von dem Geſang und dem Orgellärm. In langen, ängſtlichen Kreiſen zirpt es jetzt um den Altar und nun ſetzt es ſich matt auf die vergoldete, blitzende Dornenkrone des Heilandes, mitten über dem ernſten, geſunden Antlitz des Herrn Paſtors.

Geſtern Nachmittag hab ich ihm drüben einen Beſuch gemacht. Er wohnt in einem großen, gelben Hauſe neben der Kirche mitten im Grünen. Weit im Kreiſe überſieht man die ganze Landſchaft. Er hat mir ſeinen Obſt- und Gemüſegarten gezeigt, ſeine Blumenbeete und ſeinen Hühnerhof mit dem großen, ſchattigen Nußbaum in der Mitte. In einem leeren, gefegten Ziegenſtall hatten ſich ſeine drei Jüngſten eine gute Stube eingerichtet. Die Oeffnung über der Halbthür war mit einem alten Gardinenfetzen verhängt. Die Puppen und zwei zahme, weiße Hühner waren die Kinder. Nachher haben wir oben in der Pfeifenkrautlaube dicht an der Mauer bei Cigarren und Kaffee um die ſchlimmen, gottvergeſſenen Zeiten und die Nuditäten auf der Schloßbrücke zu Berlin herumgeplaudert. Die Sonne glitzerte in den weißen Taſſen, auf der Zinkkanne und in dem braunen Trank, und der Rauch unſrer Cigarren zog ſich ſchräg in die Landſchaft hinein. . . . Ein ſchöner, ſtiller, ſonniger Winkel!

„Heilig! Heilig! Heilig iſt der Herr Ze—ba—oth!
Alle Lande, alle Lande, alle Lan—deee . . .
Sind ſeiner Ehre voll!"

Oben ſchreien jetzt wieder die Jungens und die ganze Gemeinde ſtimmt jauchzend ein, denn nun braucht man nicht mehr zu ſtehn und die Predigt kommt.

Das Rotkehlchen hat ſich wieder aufgemacht und ſchwirrt verzweifelt an einem Fenſter auf und nieder.

Der Herr Kantor läßt den Jubel der Heerſchaaren ſich noch ein paar Takte hindurch ausjauchzen, ſo daß man hinreichend Zeit findet, ſich zurechtzuſetzen, zu ſchnäuzen, die Brillen zu rücken, und das Zwiſchenlied aufzuſchlagen, und dann lenkt er mit einem gewandten Schnörkel zu der neuen Melodie über. Drei Strophen und nun ſteht der Herr Paſtor wieder oben auf der Kanzel.

* * *

Stehend wird der Text angehört und nun: „Im Herrn Geliebte!" . . .

Neben mir ganz allein auf einer weißen Seitenbank unter dem Seitenchor ſitzt Kramers

Knecht im bläulichen Halbſchatten. Er ſitzt vorübergebeugt mit ſeinem breiten, von der ſchweren Wochenarbeit niedergezwängten Rücken. Zwiſchen den knorrigen, rotbraunen Fingern hält er das dicke, altfränkiſche Geſangbuch andächtig vor ſich auf den dicken, knochigen Knieen. Aus der ſchwarzen Halsbinde heraus ſein braunes, verrunzeltes, friſchraſiertes Geſicht, blau angelaufen um das Kinn herum, ein ſchwarzes Stückchen Schwamm auf die Backe geklebt. Seine ſtrohblonden, graumelierten Haare ſind mit Waſſer glatt an den kleinen Spitzkopf angekämmt in die niedrige Stirn hinein und an den Seiten hinter den abſtehenden Ohren vor über die Schläfe weg. Aus dem breiten, runzligen Munde blinken die Zähne vor. Seine kleinen, waſſerblauen Augen ſtarren unter den dicken, hellblonden Brauen vor zu dem Paſtor hinauf.

Jetzt blinken ſeine weißen Wimpern, der Kopf nickt. Die Lider werden ſchwerer und ſchwerer. Jetzt fallen ſie zu. Er iſt eingeſchlafen.

Oben erzählt der Herr Paſtor von Maria und Martha, die andachtbefliſſen zu des Herrn

Füßen ſaßen. Sein ſchöner, ruhiger Baß tönt in ſchmeichelnden Perioden über die Gemeinde hin. Warm und goldig liegt die Sonne zwiſchen den ſtillen Kirchſtühlen. Meine Frau Wirtin hat ihr rundes Geſicht ſeitwärts geneigt nnd ſchnauft leiſe durch die Naſe. Die Frau Amtmann, das Fräulein vom Gut: eins nach dem andren riskiert ein Nickchen; einen nach dem andern um mich her wiegt das gute Gotteswort in wohlverdienten Schlummer.

* * *

„Amen!“

Der Herr Paſtor ſchnäuzt ſich vernehmbar. Drei mal hinter einander.

Über die Kirchſtühle hin geht ein Rauſchen. Und nun: „Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, die Frau Roſine, Marie, Suſanne Küntzel im 56. Jahre ihres Alters hinwegzurufen aus dieſem Jammerthal u. ſ. w.“ Ein ſtummes Gebet. Der Segen über die ſtehende Gemeinde hin: „Der Herr ſegne euch und behüte euch! Der Herr laſſe ſein Angeſicht leuchten über euch

und gebe euch ſeinen Frieden! Amen!“ — Amen! Amen! Amen! . . . Das Kirchengebet. Der letzte Vers. Und nun ſtrömt es hinaus in den warmen, ſonnigen Mittag. . . .

Zu Hauſe giebt es ein Süppchen „Hören Sie!“, den pp. Sonntagsbraten, ein deliciöſes Kompot von friſchen Kirſchen und zu allem ein goldiges, ſanftmütiges Moſelweinchen . . .

Helle Nacht.

Ich lieg und liege und kann keinen Schlaf finden und mag keinen finden.

Weit ſteht vor mir das Fenſter offen und die klare Nacht duftet herein.

Das ganze Zimmer: ſo hell, ſo hell! Ein übernatürlich helles Zwielicht. Es hält mir die Lider weit auseinander.

Ich liege ganz ſtill. Kaum hab ich ein Gefühl von meinem Körper.

Mir iſt, als ſäh' ich alles tief, tief in mich hinein; als ſäh' ich in alles, alles tief hinein.

Wie hingenommen bin ich in eine Offenbarung und wüßte doch nichts zu ſagen, nichts zu nennen. Aber es quält mich nicht. Mir iſt, als ob ich alles wüßte.

Immer bin ich doch noch der alte Träumer. Wie ein Nachtwandler zwiſchen Schlaf und

Wachen, den es zu den Höhen zieht, zu den Geſtirnen. Mir iſt, als verliefe mein Empfinden mit tauſend Fäden in unerkennbaren Zuſammenhängen, ein ſeliges Verwebtſein mit allem.

Die Welt ſo vor ſich hinzuträumen . . .

* * *

Wie eigen mir nur iſt! —

Der viele, viele Sonnenſchein den ganzen Tag über; das Tollen, Lachen und Jauchzen, die weiten, hellen Wieſen und kühlen Schatten; die weißen Wölkchen am blauen Himmel hingeflockt; am Abend der Mond hoch oben am weiten Himmel, der ſeine weißen Lichter auf die ſtillen Wege legte; der endloſe Abſchied am Gartenthor, bis ſie dann aus meinen Armen war und weiß in den dunklen Hausflur hinein; und dann der Heimweg: ihre Wärme noch an meiner Bruſt, an meinem Hals, an meinem Geſicht, all die ſelbſtvergeſſene Luſt: ich muß es wohl noch im Blute haben . . .

Das muß es wohl ſein.

Weit drüben, dort über der ſchwarzen Linde, die den mondhellen Dachfirſt überragt, im ſilbergrünen Nachthimmel, flimmernd ein Sternchen.

Ihr Haus . . .

* * *

Vanitas! Vanitatum vanitas!

Leiſe, leiſe klingt es in mein Ohr, anklagend, der Schmerzensruf vieler Tauſende, meiner ſelbſt. Aber fernher, ganz von fern. Verzitternd in dem milden, lichten Frieden.

Ich muß lächeln in meinem großen Glück, daß mir dieſe Tage beſchieden ſind und dieſe Nächte.

Vanitas! Vanitatum vanitas!

Ich muß lächeln, daß ich es ſo garnicht verſtehe; daß es mir iſt wie ein fremder, leerer Klang; und wie lang iſt's her, da rief ich's ſelbſt in meiner Bedrängnis!

Alles hin. Alles vergeſſen.

Vergeſſen? Könnt ich dann ſtaunen in dieſem ernſten Glück, ſtaunen wie über etwas Unermeßliches, Unbegreifliches? Nein, auch der Accord miſcht ſich hinein in mein Träumen.

Nicht vergeſſen: überwunden . . .

Das ganze Leben ein quälendes Suchen und ſeliges Finden ſolcher Augenblicke. Die Welt iſt ſo groß und weit und tief, ſo unergründbar tief, und doch darf der Tag ſie einem verdunkeln . . .

* * *

Das ſchlummernde Dorf da draußen.

So ärmlich, niedrig, gemein alles, wenn es der Tag ins Helle bringt. Die ſtaubigen Wege, die riſſigen, wetterverwaſchenen Lehmmauern der Kathen und Ställe; die Menſchen: häßlich, ſchmutzig in ihrem groben Alltagskleid, niedergedrückt von der Laſt ihrer Arbeit; die hundert Laute emſigen Lebens. aufdringlich, wirr, verwirrend alles in ſeiner dürftigen Enge. Und nun weitet ſichs in großen, ruhigen Linien ſo wunderlich in die atmende Nacht hinein . . .

Wie es rauſcht durch die lichte Stille und rauſcht und rauſcht!

Als hörte man die goldenen Welten da oben auf ihren einſamen Bahnen durch die eiſige

Unendlichkeit des Raumes mit der Pracht und dem Grauen ungeahnter Tage und Nächte, mit den unerhörten Wundern all ihres Lebens, mit der grauſigen Öde ihres Todes.

Und hier, unter mir, mit ihnen die Erde mit all ihren geſchauten und doch ebenſo unergründlichen Wundern.

Und dort, unter den niedrigen mondhellen Dächern ſpinnt ſich das Leben weiter. Da ringt es, Raum gebend, mit Todesſchauern; da müht es ſich mit ſeinen großen und kleinen Sorgen; da ſchlummern ſie, die ſich gerecht und ungerecht, gut und böſe, gemein und edel, arm und reich, ſchön und häßlich nennen und alle doch unter dem Zwang unerforſchter Geſetze ſtehen, da ſchlummern ſie, die Schönheit des gleichen Friedens auf ihren Geſichtern. Da wächſt es aus heimlichen Umarmungen auf zu unbekannten Schickſalen . . .

* * *

Weiter! Hin über das mondlichte Feld.

Die weiten Ährenwogen nicken und kniſtern unter der Laſt ihrer Reife und verſchwimmen in den Lichtglaſt hinein. Aus der braunen Erde falten ſich Pflanzen und Kräuter mit ſtiller, wohliger Kraft hinauf, hinauf in das Licht, in die Luft. Nächtliches Getier geht auf ſeinen verborgenen Pfaden in Furchen und Feldern, über Wieſen, durch wispernde Sträucher, über dämmernde Wege oder ruht im Frieden ſchwarzer Schlüfte.

Und die einſamen Hügel draußen im Land: nur der lichte Himmel weit drüber hin und der Nachtwind friſch über die Gräſerchen und Blümchen und aus dem Thal herauf raſtlos das Rauſchen der Mühlen. Die Wieſen, mit wallenden, weißen Nebeln drüber und flinkerndem Tau. Die glitzernden Wäſſerchen rieſeln hindurch zu den Bächen, zu den Flüſſen, den Strömen, weiter, weiter in ferne, endloſe, monddämmernde Meere. — Durch die Nacht der Wälder das Brauſen unzähliger Wipfel und hundert heimliche Laute. Oben auf den ragenden Kronen der

weiße Glanz, zwiſchen Äſten und Zweigen, am bebenden Laub, an den alten Stämmen hinſpielend, nieder auf Gräſer und taufunkelnde Blumen.

Hin über Länder und Meere, über Gefilde, Weiler und Dörfer, Städte, Seen und Berge. Hin über die weite Erde bis zu all den Tiefen und Höhen, die noch kein Menſch erreichte, die viel zu gewaltig ſind für unſer armes Gehirn, vor denen ſelbſt unſre Träume zurückſchrecken . . .

* * *

Flaches Land im Monddunſt.

Soweit man blicken kann, am Horizont hin mächtige Häuſermaſſen in bläulichem Dämmer, wie ein Gebirge breit in den Himmel hinein. Häuſer, Häuſer und Häuſer. Und es wächſt und wächſt und dehnt ſich weiter und immer weiter, ängſtigend weit in das Land hinein.

Oben drüberhin ein roter Lichtdunſt, der ſich im breiten Halbkreis ſchmutzig und trüb in die ſternfunkelnde Klarheit dehnt.

Hier giebt es keine Nacht. Nimmermüde rauſcht hier das Leben durch die breiten, hellen Straßen. Millionen und Abermillionen raſtloſer Kräfte: hier kreuzen ſie ſich in tauſend und abertauſend Verfeinerungen.

Das Elend der Vorſtädte. Lange, endlos lange Straßen mit ſchnurgraden, öden Façaden, wie Mauern, glatt und grau. Unzählige Fenſterlöcher, viele rot die ganze Nacht durch. Wieviel Jammer, Verzweiflung, Elend, Müdigkeit, Erniedrigung dahinter! Wieviel Zukunft! Rächende Zukunft, großgezogen in Träumen und Hoffnungen, bis der Tag kommen wird, an dem aus unſäglichen Gräueln eine neue Welt ſich erhebt. Eine neue Welt! . . .

Immer ſichrer geſtaltet ſie ſich heraus aus unſren Wünſchen, aus unſren Viſionen, aus unſren unabweislichen Bedürfniſſen.

Und wir? Wir ſind die Verkündiger und Hindeuter. Das iſt unſer unausweichbares Schickſal! Verkündiger und Hindeuter, wenn wir den Todeskampf abſterbender Generationen, deren Schuld ihre Schwäche iſt, ihre Müdigkeit, ihre

tauſend Raffinements, in uns erleben; Verkündiger und Hindeuter, wenn es in uns lebendig wird von Ahnungen der Zukunft . . .

Müde, leidend, hoffend, ahnend und beſitzend arbeiten wir alle an der Zukunft und — ſind Zukunft . . .

* * *

Du ſchöne, freudige Welt der Zukunft! Daß ich nicht an dir zu verzweifeln brauche! Daß meine Seele kräftig und geſund iſt, dich zu hoffen, dich zu ahnen, durch die Gräuel hindurch, aus denen du erſtehn wirſt!

Du ſchöne, freudige Welt! Ein neues, ſtarkes, adliges und ſelbſtſicheres Geſchlecht, das ſich verwandt fühlt über die Erde hin, ſo weit Menſchen leben! Das keine Kaſte, kein Raſſenhaß, keine Religion trennt! Das Thaten, Erkenntniſſe und Empfindungen kennt, nie geahnt!.. Und dann? . . . Und dann? . . . Wieder neue Thaten, Erkenntniſſe, Empfindungen! . . . Und ſo fort bis zu unerforſchlichen Vollendungen? . . .

Sterben und Werden! Ewig! — Das iſt alles! — Mehr ergründet kein Verſtand. Doch unſer Empfinden durchbebt es mit wunderbaren Schauern wie vor unergründlichen Mächten. . . .

* * *

Ich liege und liege und kann keinen Schlaf finden und mag keinen finden. Eine Stunde nach der andern geht vorbei, vorbei.

Ein friſcher Luftzug rührt das Laub draußen und bebt in den Gardinen. Allmälich, leiſe wechſelt das Licht. Und nun liegt es wie ein verlornes Frühdämmern drüben über den Bäumen, auf dem Tiſch vorm Fenſter, an den Wänden hin. Oben verbleichen die Sterne am klaren Himmel. Von den Höfen her krähen die Hähne, und unten im Garten zwitſchern die Staare ins Morgengrauen.

Ich hör alles wie in einem ſchwindenden Traum. Und nun deutlicher, beſtimmter, wie es rings um mich her erwacht in den hellen, auf-

ſteigenden Morgen hinein. Und die frohe, kräftige Sicherheit des Tages kommt über mich.

Eine ſüße Müdigkeit drückt mir die Augenlider. Noch ein paar Stunden Schlaf, dann wird mir mein Frühſtück ſchmecken, und dann werd ich mich draußen der hellen Sonne freuen, offen den Freuden und Leiden des Tages, geſchickt beide zu ertragen, und Stunden werden kommen, Stunden, da ſie mir beide gering ſind. . . .

Dämmerſtunde.

Dieſes Neſt und immer wieder nur dieſes Neſt! Jawohl! . . . Denn dieſes Neſt iſt die Welt, iſt alles in allem; ebenſo gut wie euer Berlin da oder ſonſt ein Erdenfleck!

Herrgott! War ich denn wirklich ſo naiv? Glaubte ich, es gäbe hier nur Blumen, Berge, Getreidefelder und Wieſenwäſſerchen? Ich könnt es mir hier im Grün und in der Sonne wohl ſein laſſen? Mich „erholen“ und — nur erholen?

Da lag ich und wußte beſſer Beſcheid.

Aber es gab mich endlich doch ein wenig frei, das Entſetzliche, Abſcheuliche, das ich heute erleben mußte. Endlich! . . . Bis hierher hatte es mich verfolgt, in dieſe ſtille Dämmerſtunde.

Wie wohlthuend, wie beruhigend alles um mich her.

Die Abendſchatten wachſen. Dunkler und dunkler. An den Wänden ſchieben ſie ſich in die

Höhe, oben über die Zimmerdecke und unten über die weißen Dielen. Verſtohlne Lichter ſpielen wunderlich hinein.

Eine Lehne glänzt aus dem Dunkel auf. Goldig ſchimmert ein Stück Bilderrahmen. Die Gardinenkanten werden wunderliche Geſichter, die ſich dehnen und zuſammenziehen. Aus Licht und Schatten wird um Schrank, Tiſch und Stühle, überall um mich her, ein ſtilles, geheimes Leben wach.

In zarten, opalfarbigen Ringen windet ſich der Rauch meiner Cigarette hier vom Sopha durch die ſtille Dämmerung gegen das offne Fenſter hin. Auf dem Tiſche dicht davor kniſtert und wiſpert es in den Papieren.

Müde verebbt das Leben um mich her in die ſtille Nacht hinein.

Ein fernes Hundegebell. Ein paar verzitternde Glockenklänge. Ein Ruf. Eine Fledermaus, die ſchwarz am Fenſter vorüberflattert im zittrigen, weichen Fluge. Ein Nachtſchmetterling, der gegen die Scheiben purrt. Ein Vogelruf. Das leiſe, leiſe Rauſchen unten vom Garten her. Ein verlorner, hergewehter Blumenduft. Zwei Sternchen,

ſilbern aufflimmernd in dem zartlila Stück Himmel, ſtet und ſtill, oben zwiſchen den Gardinen.

Und die köſtliche, atmende Kühle . . .

Und die Schatten wachſen und wachſen. Und der Mond und die Sterne leuchten herein mit dem ſtillen Abglanz unbekannter Welten . . .

„O Troſt der Welt, du ſtille Nacht!“

* * *

Jetzt konnt ichs auch ertragen, wieder daran zu denken.

Es war mir nun wie traumhaft . . .

Gegen vier Uhr am Nachmittag war es geweſen, als es draußen Lärm gab. Wie ich hinausſehe, wälzt ſich ſchreiend und geſtikulierend ein Knäul Menſchen die Gaſſe herab. Vorweg wackelt neben dem Schulzen, der ein ſehr verlegenes und ärgerliches Geſicht aufgeſteckt hat, der alte Walleyſer, der Dorfpoliziſt, in ſeiner verſchoſſenen, grünen Uniform, das Gewehr über die Schulter gehängt, mit ſeiner großen Schirmmütze und ſeinem dicken, gemütlichen Bauch.

Die hohe Obrigkeit ſollte wohl wieder einmal Rat ſchaffen . . .

Schnaufend ſtolpert er vorwärts mit ſeinen kurzen Beinchen, umdrängt von der aufgeregten Menſchenmaſſe, ganz verwirrt von den vielen Armen, die vor ſeiner friedlichen Schnapsnaſe umherfuchteln.

Und ſo quetſchte ſich der ganze Knäul, bunt und wirr, nebenan zwiſchen den grellweiß geſtrichenen Thürpfoſten durch in den Hof des Koſſäten. Der Schweif Kinder hinterher, baarfüßig und ſtrubbelköpfig, blieb draußen und umlungerte die Thür.

Ich warf ſchnell meine Feder zwiſchen die Papiere, griff nach meinem Hut und machte mich hinüber aus . . . Nun! Auch aus Neugier . . .

* * *

Wie ich auf dem Hofe ankam, drängte ſich alles mit vorgeſtrecktem Hals, dicht neben der Thür zum Wohnhaus, im Halbkreis um etwas herum. Bunte Weiberröcke; ſchmutzige, erdfarbene Mannskleider; Hemdärmel, blendend weiß in der

Sonne; zerfurchte, bronzebraun gebrannte, knochige, breite Geſichter; geballte Fäuſte und ausgereckte, braune Arme; Geſchrei, Heulen, Fluchen, Drohen, Schimpfen und Zetern.

Ich zwängte mich durch bis in die vorderſte Reihe, halb betäubt von dem Lärm, wie ſie erklärend auf mich einſchrieen und auf mich losgeſtikulierten, halb erſtickt von dem durchdringenden Schweißgeruch ſo vieler Menſchen in der glühend heißen, drückenden Prallſonne.

Und da ſah ichs denn, das Furchtbare, Scheußliche, über alle Beſchreibung Entſetzliche! . . .

Dicht neben der Thür auf einer ſauber geſcheuerten Waſſerbank lehnte ein Weſen gegen die gelbgeſtrichene Hauswand, ein Weſen . . . O Herr mein Gott! — Dieſes mit fahlgelber, dreckſtarrender Haut und ſtinkenden Lumpen umſchlotterte Scheuſal war nun ein Menſch, ein menſchliches Weſen! — Im Schädel — ein mit Haut bezogener Totenſchädel! — tief in den dunklen, runzligen Höhlen ein paar rote, triefende, gegen die Hundstagsſonne zwinkernde Augenritzen. Ein tief eingeſunkenes, zahnloſes Maul. Auf

dem halbkahlen Kopfe, der über und über von dickem Schmutz und ſchuppigem, blutigem Schorf ſtarrt, ein paar weiße Haarſträhnen in die Stirn mit den tief eingeſunkenen Schläfen. In den Kleidfetzen dicker Stallmiſt und fauliges Stroh. Der eine Ärmel iſt ganz herausgeriſſen, ſo daß der runzlige, ſtockdürre Arm blosliegt. Unten vor, kraftlos baumelnd, ein paar entſetzlich abgemagerte, nackte, ganz verkrüppelte Füße. Und das alles hell und grell in der erbarmungsloſen Sonne, ſo daß ſich jede Einzelheit aufdrängt . . .

Ich erfuhr: das arme Weſen war die Mutter des Koſſäten. Es war bekannt, daß es die arme Frau ſehr ſchlecht hatte. Sie war zu zäh und war doch, kindiſch und blöde in ihrem hohen Alter, zu nichts mehr zu gebrauchen, überall im Wege. Sie wollte nicht früh genug ſterben. Und ſie hatte ſich doch ihr ganzes mühſeliges Leben hindurch gehörig abplagen müſſen und Ruhe reichlich verdient, ein bischen Ruhe in ihrem Alter . . .

Seit lange hatte ſie Niemand mehr zu ſehen bekommen. Das war weiter nicht aufgefallen, denn die paar Leute, die hier aus- und eingingen,

hatten keine Zeit, ſich nach ihr zu erkundigen und auch kein Intereſſe.

Da hatten aber vor kurzem eine Magd und ein Knecht im Nachbargarten, wo ſie ſich gegen die Nacht hin Stelldicheins gaben, plötzlich ein merkwürdiges, unerklärliches Winſeln und Wimmern gehört. Immer wieder und wieder. Mehrere Abende hintereinander.

Zuerſt hatten welche gemeint, es „ſpuke," weil es mit dem alten Gehöfte ſo wie ſo nicht „ſeine Richtigkeit" hatte. Aber ſchließlich waren doch Nachforſchungen angeſtellt worden, und da hatten ſie das arme Weſen aus einem feuchten Kellerloch vorgezogen.

Und nun lag ſie da in der Sonne . . .

Ich beobachtete den Koſſäten und ſeine Frau. Er, leichenblaß bis unter die ſchwarzen Haare, mit breiten, zuckenden Kinnladen und trotzigen, kleinen Augen, die unſtät hin und wieder gingen. Die wulſtigen Lippen hatte er feſt zuſammengepreßt und ab und zu zuckte er mit dem Kopfe zurück, wenn ihm eine Fauſt zu nahe gegen das Geſicht fuhr. Sie, eine große, knochige Perſon,

breitſchultrig und breithüftig, ein wahres Arbeitstier, ſtrotzend von Kraft und Geſundheit. Sie ſtierte mit vor Angſt dummen, quellenden Augen hin und her und bewegte lautlos die Lippen, als wenn ſie das alles gar nicht faſſen könnte und zitterte über den ganzen Körper. Hin und wieder machte ſie eine ſchützende Bewegung gegen ihren Mann hin, wenn die Leute zu nahe gegen ihn andrängten.

In der Hausthür die Kinder. Ein halberwachſener Junge und ein Mädchen in ſtummer, erſtarrter Angſt und auf der ſonnigen Thürſchwelle ſaß mit ausgeſpreizten, nackten Beinchen im roten Röckchen ein pausbäckiges Krausköpfchen, ein Dreijähriger, der aus vollem Halſe in den Lärm hineinſchrie. Hinten, aus der Hofthorecke her, zu all dem Aufruhr das wütende heiſre Gekläff des Hofköters, der wie raſend an ſeiner Kette hin und her ſprang.

Es überlief mich. Zwiſchen den Kindern durch flüchtete ich mich über die ſtille, heiße Gaſſe hierher in mein Stübchen.

* * *

Ja, und da lag ich nun: betäubt, verwirrt, wieder einmal ratlos, erſchauernd vor den „dunklen Abgründen menſchlichen Leidens und Lebens“ . . . Wieder einmal laſtete es auf mir, bleiſchwer, mit Mißmut, Ekel und Verzweiflung und zwiſchen meinen hämmernden Schläfen brannte die alte, böſe Frage: „Wozu?“

Wie heißt es doch? „Ein Narr wartet auf Antwort“ . . .

Schön! Aber vor allem: Was nun?

Soll ich mich abwenden — ſo ſtellt ſich für mich als Künſtler die Frage — mich abwenden und mich in irgend ein Idyllchen flüchten, das ich dem Leben abdeſtilliere aus Mondſchein, Fliederduft und Gelbveigeleinliebe und zeigen, wie „ſchön trotz alledem“ die Welt iſt, und wieviel des „Erhebenden“ ſie „immerhin ſo nebenbei“ noch biete? Daß auch das Wirklichkeit iſt?

Soll ich mir mühſam zu eigner und fremder „Beruhigung“ eine ſuperkluge Erklärung zurechtſpintiſieren aus rätſelhafter Verkettung von

„Schuld“ und „Sühne“ und an eine „wohlweiſe Weltordnung“ verweiſen?

Soll ich mit Schwarz und Blut ein „ſoziales Nachtſtück“ zuſammenbrauen, eine „moraliſche Forderung“ draufetiquettieren und einen pathetiſch-optimiſtiſchen Appell an die beſſer zu unterrichtende Menſchheit erheben?

Ach ja!

Vor allen Dingen indeſſen eine friſche Cigarette.

* * *

Ja! Und da fiel mir auf einmal in meiner ſtummen Not ein alter Freund ein, der mir immer ſehr merkwürdig geweſen war.

Er war ein ſehr ſonderbares Menſchenkind in Anbetracht dieſer Zeitläufte.

Er gehörte mit zu unſrem Kreis.

Warum hatten wir ihn eigentlich in unſre Bekanntſchaft hineingezogen? Ja, warum? Es war uns allen ſpäter eine Zeit lang ein pſychologiſches Problem geweſen.

Wir unſrerſeits nämlich waren damals ſehr, ſehr klug. Wir hatten die Welt erkannt. Wir hatten einen Zukunftsſtaat erbaut, gründlich überall aufgeräumt, ſogar die Frauenfrage gelöſt, na, u. ſ. w. Man weiß ja!

Ja! Und die ſchönen Exempel waren alle glatt und ohne Reſt aufgegangen. Wunderbar hatte alles geklappt . . .

Später kamen wir allerdings dahinter, daß es mit alledem doch noch ſo ſeine eigne Bewandtnis habe, und nun ſtaken wir, wie ſich das heutzutage gehört, gründlich in allen möglichen Sackgaſſen und ſuchten uns mit Stoizismus, Ironie, Cynismus und anderen ſchönen Dingen leidlich durchzuſchlagen . . .

Und er nun: er war ſo wunderbar — wie ſoll ich nur ſagen? — dumm?

Aber nein; dazu beſaß er zu viel Mutterwitz. Nein! Nur ein bischen „zurückgeblieben," ein bischen „altmodiſch." Aber im ganzen ein ſo prächtiger Kerl! urteilten wir. Beſtimmt ließ ſich aus dem etwas machen. Zwar, es würde ein Stück Arbeit koſten, denn von den heutigen

Zeitläuften hatte er kaum eine dunkle Ahnung, und von unſerem dekadenzierten Stadium war er nun gar noch himmelweit entfernt.

Nein! Er war wirklich ein Rätſel! Wie kam es nur, daß er uns — anzog? Daß er uns ſo intereſſierte?

Am Ende war es ſein unverwüſtlicher, leichter Sinn, ſeine überſchäumende Fröhlichkeit oft? Eine Fröhlichkeit ſo recht aus einem freien Herzen heraus?

Ja, das vielleicht. Denn dieſe Fröhlichkeit war uns allen ein Rätſel.

Und nun zertrümmerten wir ihm ſeine Ideale. Mit einer wahren Wolluſt. Es zog uns förmlich dazu. Wer weiß, was? . . .

Keine Ruhe ließen wir ihm. Wir wollten ihn „aufrütteln," zum „Bewußtſein ſeiner Lage" bringen, ihn zu einem „lebendigen Menſchen" machen; lebendig: ſo nach unſrer Façon.

Und er ſchloß ſich uns an. Mit einer innigen Wißbegier. Er las unſre Lektüre. Er nahm auf, raſtlos. Er war einer der unſren.

Er gab uns Recht. Er hatte eine ungeheure Hochachtung vor uns und unſrer Klugheit . . .

Ja! Und das war eigentlich das Endreſultat unſrer Bemühungen, dieſe Hochachtung . . .

Und auf einmal kam es uns zur Klarheit, daß dies doch ein recht ſpärliches Endreſultat ſei. Wir waren verblüfft. Denn wir merkten, was dahinterſtak, daß er ſich nämlich in unſrer Welt nicht wohlfühlte.

Nun, das ging uns ja eigentlich auch ſo. Aber, aber . . .

Ja! Er war ſchweigſam, ſtill, gedrückt. Er hielt ſich einſam.

Immerhin, das konnte ein Übergangsſtadium ſein. Es blieb am Ende noch abzuwarten, was dabei herauskam.

Aber, nein! Es kam nichts heraus. Nicht ein bischen Ironie, nicht ein bischen Cynismus der Welt gegenüber; kein „Mark," keine „Männlichkeit."

Wir waren nun wirklich ärgerlich, ſehr ärgerlich. Er war einfach zu dumm. Wir hatten uns eben in ihm getäuſcht.

Eine Zeitlang gönnten wir ihm noch ein nachſichtiges, lächelndes Mitleid, wie einem Kinde. Und dann „überließen“ wir ihn „ſeinem Geſchicke.“

Später indeſſen lernte ich ihn verſtehen, und da hatte ich im weiteren Verkehr mit ihm die Empfindung, daß er uns vollkommen verſtanden und uns mit unſerem Ideenkrimskrams ſtill ſo in Bauſch und Bogen in ſich verarbeitet hatte. Er war ganz umgewandelt und doch der Alte, dasſelbe große Kind.

So war es mit ihm. Er war überhaupt nicht totzukriegen. Das Leben mochte ſich alle mögliche Mühe geben, ſich bei ihm in Mißkredit zu bringen: es gelang ihm nicht. Er war wie . . . wie Gras war er. Man mag allen möglichen Schutt, Müll, Scherben und Steine draufſchütten: es dauert nicht lange, ſo bricht es mit tauſend fröhlichen Keimen ins Freie, wo die Schmetterlinge ſpielen, der Himmel lacht und die liebe Sonne ſcheint. Gerade ſo unverwüſtlich war er auch . . .

Immer wieder und wieder, ſo viel er auch erfaßte und in ſich aufnahm und was er auch

kennen lernte: immer wieder brach ein vertrauendes, erſchauerndes Erſtaunen vor der Welt bei ihm durch, der großen, herrlichen Welt, die man nie auskennt, nie! . . . Das war kennzeichnend für ihn. Er war der Welt gegenüber immer wie ein Kind, mit einer unverwüſtlichen Lebensfreudigkeit, einem unverwüſtlichen Reſpekt vor dem Leben. Er maß nicht nach Gut und Böſe, Schön und Häßlich. Er maß das Leben überhaupt nicht, er lebte es.

Er erfaßte alles und durchdrang alles mit einem warmen, lebendigen, ſtarken Gefühl. Dieſe Gefühlskraft war wie ein friſcher Lebensſaft in ihm, der ihn geiſtig immer wieder ausheilte . . .

* * *

Und wie ich ihn mir ſo recht vorſtellte, da wurde es mir ein wenig wohler zu Mut. Ich merkte auf einmal: alles das, was ich heute erlebt hatte, war ja nicht blos der eine Mißton, den ich zuerſt vernahm, ſondern ein wunderbares Zuſammenklingen von unendlich vielen Tönen, die hinüberverlaufen ins Unendliche, in das große

Unbekannte, das, wenn man es in ſein Fühlen aufnimmt, Luſt und Leid beruhigend zuſammenrinnen läßt in ein wunderſames erſchauerndes Erſtaunen . . .

Meine Nervchen, die es möglichſt bequem haben wollten und mußten, hatten ſich wieder einmal choquiert gefühlt; das war im Grunde alles . . .

Ach du, mein lieber Junge! — Wir ſind ſo geiſtreich heutzutage! . . . Ja, entſetzlich! — Aber mit der Galle, mit unſrem dicken Blute, unſren zimperlichen Nerven.

Wir wollen das Leben unter allerlei prätenziöſe, philanthropiſche, pſychologiſche und wer weiß, was noch für Maßſtäbe zwängen, wir „Künſtler von heute", und wir kriegen doch nicht einen Millimeter drunter, ohne daß es nach beiden Seiten weit überragt.

Wir thun uns was zu gute, wenn wir ein Stück Leben zu irgend einem Rechenexempel ſophiſtiſch-ſpitzfindig verzwickt haben.

Wir ſchreien über „blöde Nachahmung", wenn nicht geiſtreich aus- und untergedeutelt wird,

wenn das quellende Leben nicht mit irgend welchen „Fragen“ malträtirt wird, ſondern wenn einer ſich begnügt, ſein lebendiges Herz hinzuhalten und die tauſend und abertauſend Stimmen, die das winzigſte Stück Leben redet, wiedertönen zu laſſen ohne weitere Neunmalklugheit und ſonſtiges Brimborium; wenn einer der „ſchweren Not der Zeit“ gegenüber ſich einen gottlos himmliſchen Leichtſinn bewahrt hat.

Und doch, wer doch ſo wäre wie du! Wer doch heute ſo ſein könnte! Einfältig wie ein Kind und mitfühlend doch alles wiſſen, verſtehen und wiedertönen laſſen, von Herz zu Herzen reden könnte, wie du das konnteſt! . . .

Zwiſchen Papieren.

Ein Gewitter, das ſich während der Nacht um unſren Thalkeſſel herum austobte, hat ſich in einen Regen aufgelöſt. Seit frühem Morgen ſchon raſchelt er ununterbrochen in langen, dicken Fäden vom ſackgrauen Himmel herunter und läßt mich nicht aus dem Zimmer.

Ich ſitze an meinem Schreibtiſch und höre auf die ſtille, behagliche Muſik draußen: das Raſcheln der Blätter, das Plätſchern der kleinen Gießbäche an beiden Seiten des Fahrwegs die Gaſſe hinunter in trüben, milchkaffeefarbenen Wirbeln. Dazwiſchen das Geſchrei der Jungens, die ſich, die Hoſen bis an die Hüften hinaufgekrempelt, in den breiten Lachen und Pfützen verluſtieren, auf denen hunderte von Blaſen aufhüpfen und wieder verſchwinden.

Der Pudel meiner Wirthin hat ſich neben mir auf dem Teppich zuſammengekuſchelt und

ſchnarcht leiſe, und von der Wand her tickt die Uhr. Ich freue mich meiner warmen Filzſocken, meines Hausrockes und meines Naſenwärmers.

Lang reck ich die Beine unterm Tiſch und gähne, weißt du, ſo in einer angenehmen Läſſigkeit, in behaglicher Langeweile.

Was nun gleich anfangen?

* * *

Vielleicht ſchreiben? Wieder einmal irgend etwas ſchreiben?

Ich ziehe mir ein Bündel Manuſkripte vor, knote das bunte Fädchen drumherum auf und fange an zu ſuchen.

Vielleicht dies oder jenes Angefangene weiterführen, zu Ende bringen? Aber cui bono? — Der Wahlſpruch eines Freundes fällt mir ein, auch ſo eines glückſeligen Faulpelzes, wie ich jetzt einer bin.

Cui bono? Daß Gewiſſe dann nachher wieder einmal Gelegenheit zu einer heilſamen Lungengymnaſtik bekommen?

Oder mir etwa zu lieb? — Nein! Ich find es wirklich gedeihlicher, in dieſer friedſam eingezäunten

Welt runde Backen zu bekommen. Man muß doch auch für den Winter wieder etwas zuzuſetzen haben?

Es macht mir aber doch Luſt, ſo in dem papiernen Kram umherzublättern. Was lieſt man nicht alles zwiſchen den Zeilen! Aus dem Sichren heraus einem da ſo zuzuſchauen, wie er ſich müht und abquält, mir ſelbſt.

Schreiben! Cui bono? — Ja, du prächtiger, geſcheidter alter Junge, der du ſo ein unübertrefflicher Lebenskünſtler biſt: bei einem guten Eſſen, bei einem klugen Weibe, auf deiner Chaiſelongue unterm japaniſchen Schirm mitten zwiſchen allerlei luſtigem Krimskrams bei einem vernünftigen Buch oder einer träumeriſchen Cigarre, oder in unſrem vertraulichen Kreiſe.

Cui bono? Die ſchöne Welt auf ein paar ſchändlichen Papierwiſchen ſchamlos zu verhunzen? Neunmal haſt du Recht! Ein Unſinn iſt's, ein Fieber, ein Wahnſinn! Ich begreife mich ſelbſt nicht! . . .

* * *

Wie unſchuldig ſie daſtehn, die perlenden, glatten Sätze in ihrer ſaubren, reinlichen Schwärze! Als wäre nichts geweſen, gar nichts geweſen! Als wären ſie das leichte, müßige Spiel müßiger Stunden!

Ach, ich kenne ihre Geſchichte, die Geſchichte jeden Satzes, jeden Wortes!

Mit welch neunmalverfluchtem, thöricht vergoſſenem Schweiß ſind dieſe paar lumpigen Zeilen da erkauft! Wieviel Anläufe, wieviel ſaures Ringen, wieviel Verzweiflung und Entmutigung! Wieviel fiebernde, wilde Freude! Und wer dankt einem das alles? Wunderlicher Wahnſinn! . . .

Wieviel Wonnen! So ſchmerzlich in ihrer Überfülle! Wenn ich ein Stück Leben endlich gefaßt hatte, wenn ich es ſelbſt war und ſchrieb und ſchrieb, bis ich am Abend zuſammenbrach, wie ein übermüdetes Laſttier. Wenn es mir Nachts den Schlaf raubte, mit bunten Träumen, mit lebendigen Geſichten, bis der erſte Morgen rot über den grauen Mietskaſernen aufdämmerte! . . .

Wieviel Ermattungen! Zeiten, wo es bei vergeblichen Anläufen mich durchfuhr: du kannſt nichts mehr, biſt tot, abgeſchmackter als der fadeſte Ignorant, einfältiger als der blödeſte Idiot! Zeiten, wo mich die vier Wände meines Zimmers engten wie ein Grab; wo es mich tagelang durch die Straßen trieb, daß ihr rauſchender Lärm, ihr wirres, wunderliches Leben meine Verzweiflung übertäube, wo ich neidiſch hinter einem jeden Philiſter herſchlich, der im dumpfen Gewohnheitsgleis ſein tägliches Penſum heruntergehaspelt hatte. Wie ich ihn achtete und mich ſo niedrig, ſo unnütz fühlte! . . . Bis dann wieder das Andre kam! — Und ſo fort und fort!

Ja, ja! Die alte Geſchichte! — Aber ich meine nur: keiner wird je geſcheidt von uns, keiner! Von uns geiſtigen — Luxusmenſchen . . .

* * *

Hier ſind ein paar Dinger, die nach allerlei Rezepten riechen. Jetzt ſpür ich erſt, wie? —

Wie ſie einen in die Irre führen können, dieſe ſtumpfnüſtrigen Stichwortfabrikanten, die ihre blöde Freude und Befriedigung ihrer Eitelkeit

finden, wenn ſie jeden Sprößling, wie in einem botaniſchen Garten, gleich mit einem Täfelchen verſchimpfieren! . . .

Sehr lehrreich, ja! — Mit einem dumpfen Wuſt von Namen und Redensarten im Schädel geht man davon. Aber wer hat ſo recht ſeine warme Herzensfreude gehabt, wie ein jeder Schoß aus der nährenden Erde hervorgekeimt iſt, wie er ſich zweigte, ſeine Rinde ſich bräunte, wie er in der Sonnenwärme, genährt von Luft, Licht, Wärme und Frühjahrsregen, ſaftige Knospen ſchwellen ließ, Blättchen und Blätter entfaltete und in roſiger Blüte ſtand? Wen kümmert's?

Wenn ſie ſich nur zu Haufen ſchaaren und ein rechtes Geſchrei erheben können, hinüber und herüber.

Und wenn nur nicht Hunderte dabei in die Brüche kämen, weil ſie einer Redensart zu Liebe ſich ſelbſt und die liebe Natur verhunzen.

Bei Seite gehen und lachen! In der Einſamkeit ſich ſelbſt finden und ſtark werden! . . .

* * *

Früher gab es eine Zeit, wo der Dichter der Seher war, Prophet, Prieſter.

So nannten ihn die naiven Menſchen eines naiven Zeitalters, und religiöſe Weihe wohnte ihm bei.

Wir lächeln darüber, wir, „les soldats les plus convaincus du vrai“, wir Arbeiter und Experimentatoren, Poſitiviſten, Objektiviſten und Dokumentenſammler in unſrer werktagsſtolzen Beſcheidenheit.

Es iſt nicht zu deuteln: die Alten meinten's, wie ſie's ſagten. Unſer Verſtand aber iſt klar und unſre Einſicht reifer. Wir ſind ſo ſchlicht, und jedes Pathos macht uns lachen.

Ach, ach! Ob man nicht aus ſeiner Not eine Tugend macht? Wie iſt's mit dem Fuchs und den Trauben?

Hier in meiner ſtillen Einſamkeit kommen mir ſo allerlei Gedanken.

Wenn ich jetzt ſo in all dem Papierkram blättre, mich hier als kaltblütigen Poſitiviſten

finde und dort, wie ich ein gut Stück mit den Pſychologen und Moraliſten gegangen bin, merk ich erſt ſo recht, wie ich doch getappt und getappt bin. Oft meint ich, ich hätt ein Ganzes, Rundes: und nun iſt es Stückwerk.

Ach wir, die wir prompt unſre Analyſe vollziehen und ſelbſtbewußt hinzufügen: keine Hexerei.

Zwiſchendurch ſpür ich aber doch, wie ein Verborgenes, Niedergehaltenes ſich regte und frei werden wollte und wohl auch hier ein Zweiglein trieb und da. Etwas, das keine Selbſtzufriedenheit kennt gegenüber dem alten, wunderbaren Rätſel, das uns nur mit einem beſeligt, mit einem frommen Staunen . . .

Und ich weiß nicht: das giebt mir jetzt einen ſo wunderbaren Troſt, als könnte ich damit noch eine große ſchöne Zufriedenheit in der Zukunft finden.

Etwas Ganzes, Rundes herausſchaffen aus einem geſunden, kräftigen Empfinden, aus einer umfaſſenden, ſichren Stimmung herausgeſtalten,

die einen trägt und treibt vom Beginn bis zum Ende. Die Welt wiederzugeben, wie ſie Empfindung und treibendes, quellendes Leben in einem geworden, ohne zu deuteln und zu urtheilen, zu verdammen und zu preiſen. Kein kluges, kaltes Beobachten: mit ſeinem Empfinden aufgehen mitten im Leben, es ſelbſt werden. Farbe ſein, Ton, Licht, eigner und fremder Schmerz, eigne und fremde Luſt, jede Leidenſchaft, wie ſie in ſchlichter, natürlicher Kraft ſich äußert. Ganz ſelbſt und doch ſeiner ſelbſt entledigt ſein; das iſt das Pathos, mit dem einen die Welt erſchüttert und ſänftigt wie mit einem religiöſen Schauer.

* * *

Hier halt ich erſte Verſuche in den Händen, Gedichte. Wie unbehülflich die Form! Die Empfindung, die hervorwill, ſucht nach Halt und klammert ſich an, da und dort, in ihrer rührenden Unfreiheit, wie ſie noch im Leben umhertappt, ihrer ſelbſt ſicher zu werden.

Und doch eine ſo ſchöne Zeit! Wie lebendig mir das alles war!

Und da muß ich ſo denken, wie alles Spätere, ſo ſachlich es ſich auch gebärdete, im Grunde hier, in dieſem Boden, ſeine tiefen, ſtillen Wurzeln hatte.

Alles, mögen ſie's benamſen, wie ſie's wollen, iſt im Grunde doch ein Gedicht, Lyrik.

* * *

Wie ein Abſchließender komm ich mir vor hier über dieſem vergilbten, bunt bekritzelten Papier und ſo oft während dieſer herrlichen Tage. Freier, ruhiger ſeh ich in die Zukunft.

Eins weiß ich ſicher. All die Stichworte und Redensarten, die mich läſtig umſchwirrten wie Mückenſchwärme: ſie ſollen und werden mich nicht mehr irre machen.

Menſch will ich ſein, Menſch und vor allem Menſch! Leben will ich, leben und Leben erraffen; ganz zum Leben tüchtig werden! Nichts ſoll mir gelten, als mein eigner, freier Trieb! Fühlen will ich mit jeder Fiber und jedem Nerv, wie

über den Tag weg und ſein wirrendes Getriebe in Liebe, Haß und Leidenſchaft die tauſend Kräfte der Natur wunderbarlich durcheinander walten. —

Die Spatzen fangen an vorm Fenſter zu zwitſchern, und das Geriesel an den Scheiben verſtummt.

Bündel zu! Weg mit dem papiernen Krempel! Draußen wird die Welt hell! . . .

Nach einem Begräbnis.

Ich kam von meinem Spaziergange zurück und bummelte noch aus lieber Langeweile über den Gottesacker. Vor dem frisch zusammengeschaufelten Grabhügel blieb ich stehn.

Vorhin, als ich in die Felder hinausging, hatt ich den Zug gesehn. Vorweg gingen die Kurrentejungens. Mit schwarzen Radmänteln und runden, groben Filzhüten. Ueber ihren Köpfen schwankte in der Sonne das vergoldete Krucifix auf seiner langen, schwarzen Stange langsam dem Zuge vorauf. Sie sangen „Jesus meine Zuversicht", und dazwischen läuteten von oben die Glocken.

Es war eine „ganze Leiche" gewesen. Man unterscheidet hier bei Begräbnissen „ganze Leichen" und „halbe" und solche, die gar nicht zählen. Bei den „ganzen" gehen alle Kurrentejungens mit und jeder bekommt zehn Pfennige; außerdem wird geläutet. Bei den „halben" geht nur die Hälfte der Jungens voran. Nun, und die, welche garnicht

zählen, haben den Vortheil, daß ſie in einem ſoliden Eilmarſchtempo ohne weiteren Sang und Klang dem lieben Himmelreich überliefert werden.

Im übrigen: man ſollte doch wirklich allgemein die Leichenverbrennung einführen. Denn der Gedanke, daß das da unten, der alte, gute, dicke Meeſter Loebe, dem ich vor vier Tagen noch bei beiderſeitig beſtem Befinden ein Stück Sülzwurſt abgekauft habe, in ein paar Wochen ein würmerwimmelnder, grünlicher Klumpen Dreck ſein wird, iſt wirklich ein wenig fatal. Ich hoffe, ein vielfach bewährter Fortſchritt wird auch bei dieſer Kleinigkeit das Seinige thun und ſorgen, daß man künftig beim Lied vom Ende von derlei unappetitlichen Vorſtellungen nicht mehr peinlich berührt werde. Immerhin wäre das eine nicht zu unterſchätzende Conſequenz. —

* * *

Der alte, gute, dicke Meeſter!

Wie mag ſich ſeine unſterbliche Seele, die ihm der Herr Paſtor vorhin imputiert hat, gefreut haben, als ſie das Ehrengeleit ſeiner Mit-

bürger ſah! Denn ſicher iſt es ihr nicht gleichgültig geweſen. Sie war eine reputirliche Ratsherrnſeele und hielt etwas auf Repräſentation.

Vier Trauermarſchälle mit langem Flor hinten an den Cylindern herunter, Citronen in den Händen und lange, ſchwarzumflorte Stäbe. Zwölf Sargträger, ein braun polierter, ſolid gefügter Bohlenſarg mit Kränzen, Blumenkronen und langen Palmenzweigen. Und hinterher tout le monde. . . .

Der alte, gute, dicke Meeſter!

Ich will nicht davon reden, mit welch liebevoller Sorgfalt ſein Phlegma geräucherte Schweinsköpfe zu überzuckern wußte und wie durchaus correkt ſeine Leberwürſte waren: nur, daß ich die angenehme Gewohnheit entbehren ſoll, ihn Morgen für Morgen zu begrüßen, wenn er mit ſeiner gewaltigen, weißen Schürze und ſeinem roten Geſicht vor der Ladenthür mitten zwiſchen den beiden blitzblanken Meſſinghaken in die Frühſonne

ſtrahlte: was für eine Lücke in mein Tagesprogramm! —

Der Selige! —

* * *

Ich riß mich los und ging weiter.

Von der Kirche her klang die Orgel.

Aus der Kirchthür quoll eine Staubwolke in die Nachmittagsſonne heraus. Es war Sonnabend und wurde gefegt.

Ich blieb ſtehn und lauſchte. —

Der Kantor entſchlüpft zuweilen Nachmittags dem Spektakel ſeiner ſechs Rangen und ſpielt ein paar Stündchen zu ſeinem Privatvergnügen auf der Orgel. Wenn's mir paßt, ſchleich ich mich wohl einmal hinein, drücke mich in irgend einen Kirchſtuhl ſo, daß ich ihn beobachten kann, und hör ihm zu.

Nämlich ſein Spiel . . . Es liegt etwas in ſeinem Spiel, etwas, etwas . . . Hm! — Etwas, das einem ein ſo eigenes Gefühl in der Herzgegend ſchafft, das mich förmlich in meine verſchwiegene Kirchſtuhlecke drückt.

Ob er ſich ſeiner Gabe bewußt iſt? Ich habe ihm nie angemerkt, daß er viel Weſens davon macht. Er meinte nur einmal, daß er „für ſein Leben gern Muſik ſtudiert hätte.“ —

Es ſind ſo merkwürdige Augenblicke!

Anfangs hör ich noch, wie die Bälge pfauchen und das erbärmliche, alte, ſtockige Geſtell gar nicht parieren will; wie die Auskehrfrau vor der Thür mit einem alten Weibe einen Discurs macht zwiſchen ihrer Arbeit, und ich muß an ſeinen kahlen Schädel, an ſeine ſechs Jören, an ſeine Abc-Schützen und ſonſtigen Quark denken; aber dann kommt es über mich mit einer ſüßen, ſeligen Unruhe und ich vergeſſe alles. —

Und heute hab ich ſogar meinen alten, guten, dicken Meeſter Loebe vergeſſen, den geſegnetſten der Männer. . . .

Im Wind.

Immer dunkler. Immer trüber.

Ein über das andre Mal laß ich das Buch ſinken, aus dem ich zu leſen verſuche.

Ueberall feucht und kalt die graue Stille.

Wenn in der Nachbarſchaft nur ein Kind ſchrie, ein Huhn gackelte oder unten im Hauſe ſich etwas regte. Ein Ruf, ein Lachen, das Klappen einer Thür. — Nichts. —

Nur der Wind im Rauchfang, der ſich durch alle Halb- und Vierteltöne der Tonleiter hinauf- und hinabquält. Und draußen das Sprühen und Rieſeln, das langſam den dicken Straßenſtaub in eine ſchwarzbraune Schmutzſchicht zuſammenfeuchtet.

Wie mit Stecknadeln bohrt ſich's mir in alle Nerven.

So gehen die Sekunden, die Minuten. Langſam. Laſtend. Bleiſchwer.

Ewig da drüben, über den Ziegeldächern, dieſer dumme, räudige Kalkbrennereiſchornſtein!

Ewig dieſe ſanften Hügelchen mit ihren Kirſchbäumchen! — Wie mir das über iſt! Wie gründlich zuwider! — Wie quälend ich das alles auf einmal in ſeiner ganzen, ſtumpfen, ſtillzufriedenen Enge empfinde! —

Langeweile! Ja! — Nichts wie Langeweile! —

Wie Blei iſt's mir in den Adern, der Mund trocken und meine Augen brennen. Ich mußte etwas haben, das mir das Blut rollen ließ. Und ſo, in einer tollen Anwandlung, macht ich mich hinaus in das Wetter, auf die Berge.

* * *

Eine graue, ſchaurige Einſamkeit da oben.

Die Wolken raſen über mir hin. In ſchweren, graublauen Ballen unter einem gelben Dunſt. Tief, in ſchleifenden Fetzen. Fern von unten donnern die Thalmühlen aus dem feuchten Nebel herauf, mitten zwiſchen das Winſeln und Knattern des Windes; und durch die Gräſerchen und das naſſe Kalkſteingeröll zu meinen Füßen, die Hänge hin, geht ein feines, ſcharfes Pfeifen.

Rings verwiſcht's den Horizont mit dicken Nebeln.

Gegen den ſtauenden Wind ring ich mich vorwärts. Meine Backen und Hände brennen von den feuchtkühlen Schauern, die mir in kurzen, ſcharfen Stößen entgegentreiben.

In der weiten, trüben Oede raunt's an mir vorüber wie mit hundert verborgenen Stimmen. Wie eine vieltönige, dunkle Weiſe.

Und ſie lockt mich in Gedanken hinein, unruhig, raſtlos, ſchweifend wie der Wind, der herraſt aus den fernen, grauen Nebeln.

* * *

Es iſt nichts weiter. Nur daß es einen durchſchauert, wie man nirgends ſeßhaft werden kann mit beruhigtem, dankbarem Herzen. Nirgends. —

Weiter nichts. Nur daß dies hier alles um mich her ſo ſtumm, ſo wortlos wird, mir nichts, nichts mehr mitteilen kann.

Nein! Gewiß nicht: es iſt kein Wunder! So ein kleines, enges, ſchmutziges Neſt mit ſeinem vorſündflutigen Menſchenvolk!

Und doch: wieviel iſt es mir geweſen mit ſeiner tagfernen Abgeſchloſſenheit! Dieſe dumme, kränkliche Schwäche, daß es einen drückt, daß man nicht dankbar ſein kann mit feſter, ſteter, ſtillwurzelnder Neigung; daß man an ſich zweifelt, weil es einem nirgends rechten Frieden gönnt, weil einen heute engt, was einem geſtern noch alles war. —

Ach, ich glaube, es iſt immer noch dieſer alte, romantiſche, törichte Trieb in die Ferne!

So ſuchen wir nach Göttern und Beſtimmungen; ſo verwüſten wir die Welt mit Bedeutungen und Symbolen. So baſteln wir am Leben herum und bauen uns Häuſer in der Zukunft, in denen wir's uns mit unſren Wünſchen und Wollungen wohl ſein laſſen!

Wind, Wind, alles Wind und eitel! —

Als ob es im Grunde jemals beſſer werden könnte! . . .

* * *

Eine halbe Stunde durch den peitſchenden Regen und knatternden Sturm und mein Blut ſingt mir andre Lieder und frei und fröhlich halt ich Widerpart.

Ja, es wird beſſer werden und ob auch alles ſonſt beim Alten bliebe! Denn ein Stamm geſunder Kerls wird emporkommen, die ſich nicht durch Redensarten und Hirngeſpinnſte unterkriegen laſſen, und eine Zeit, bei der ſie Wiederhall finden. Sie werden ſein, ſo wahr ſie geweſen ſind. Und wenn wir über Triebe und Kräfte reflektieren, weil wir unſrer ſelbſt ungewiß ſind, ſo werden ſie Trieb und Kraft ſein. Mitten im Leben werden ſie den herrlichen Leichtſinn haben, daß ſie lachen können, und in ihrem Lachen wird keine Bitterkeit und verſteckte Anklage ſein. Mit all ſeinen wunderlichen Leidenſchaften und ſeinem tollen Durcheinander wird es ihrer Kraft ein Spiel ſein. Tändeln werden ſie mit ihm, wie die Griechen mit ihm tändelten, und ſie werden die alte Sphinxbeſtie ſingen machen und ihre tauſend wirren Töne zuſammenzwingen in eine Harmonie. Dann wird es mit dem Geſchwätz von Sittlichkeit und Wahrheit, von Optimismus und Peſſimismus endlich mal eine Zeit lang ein Ende haben. Ihr Lachen wird es übertönen. Kein Suchen mehr, denn ſie werden gefunden haben, was einzig zu

finden iſt, ſich ſelbſt. Sie werden ſich erlöſen vom Leben in Werken, um die es webt von ihrem weltbezwingenden Leichtſinn wie Sonnenſchein und roſiges Leuchten.

* * *

Der Sturm ſauſt mir um die Ohren und ſein Toſen wandl ich in ungefüge Rythmen und ich laß ihn pfeifen nach meiner Weiſe, wie ich allein gegen ihn ringe in der rauhen, öden Einſamkeit hier oben. Und er ſingt mir mehr als zu ſagen und feſtzuhalten iſt. —

Als ich nach Hauſe kam, hatt ich naſſe Stiefeln und vielleicht einen tüchtigen Schnupfen im Leib, aber Courage für lange Tage. —

Abſchied.

So ſind denn meine Siebenſachen gepackt. Wieder einmal. Morgen, in aller Frühe, gehts fort.

Hier, von der Bodenluke aus, zwiſchen allerlei altem, wunderlichem Kram kann ich noch einmal alles ſo recht überſchauen.

Weit dehnt ſich der klare, mattblaue Himmel und über die feierabendſtille Gegend breiten ſich lange, ruhige Schatten. Aus der Ferne, durch die reine Luft, Rufe und Peitſchenknallen und das träge Rattern ſchwergeladener Erntewagen. Hier und da, in Reihen über die Felder hin, Getreidehocken, goldbronzen im Abendlicht. Schwalben vorüber mit langgezogenem Gezwitſcher in den kühlen Abend hinein. Vom Kirchberg herüber, ſilberhell, das Abendläuten.

Hier wohnen! Dort, in dem kleinen Haus unter der Linde. Beſchaulich ſeine Beete graben und runde, rote Backen bekommen. . . .

* * *

Nein! —

Den ganzen Tag war ich von Phantaſien geplagt.

Ich ſah mich, wie ich die Stufen vom Bahnhof hinunterging. Ich ſah die hohen, ſtrahlenden Häuſer, die hundert Lichter über den Platz, das ſinnverwirrende Durcheinander der Fahrzeuge, den unaufhörlichen Strom der Fußgänger; und dann die lange, glänzende Straße mit der wunderbaren Pracht eines orientaliſchen Märchens. Ich ſah mich. . . . Still! —

Noch einmal beide Lungen voll, voll von dem köſtlichen Abend! — Noch einmal iſt das alles ſchön! — Schön, weil es mich nicht mehr halten kann; ſchön, weil es mich hinzieht, unwiderſtehlich, in die alte, verfluchte, herrliche Unruhe.

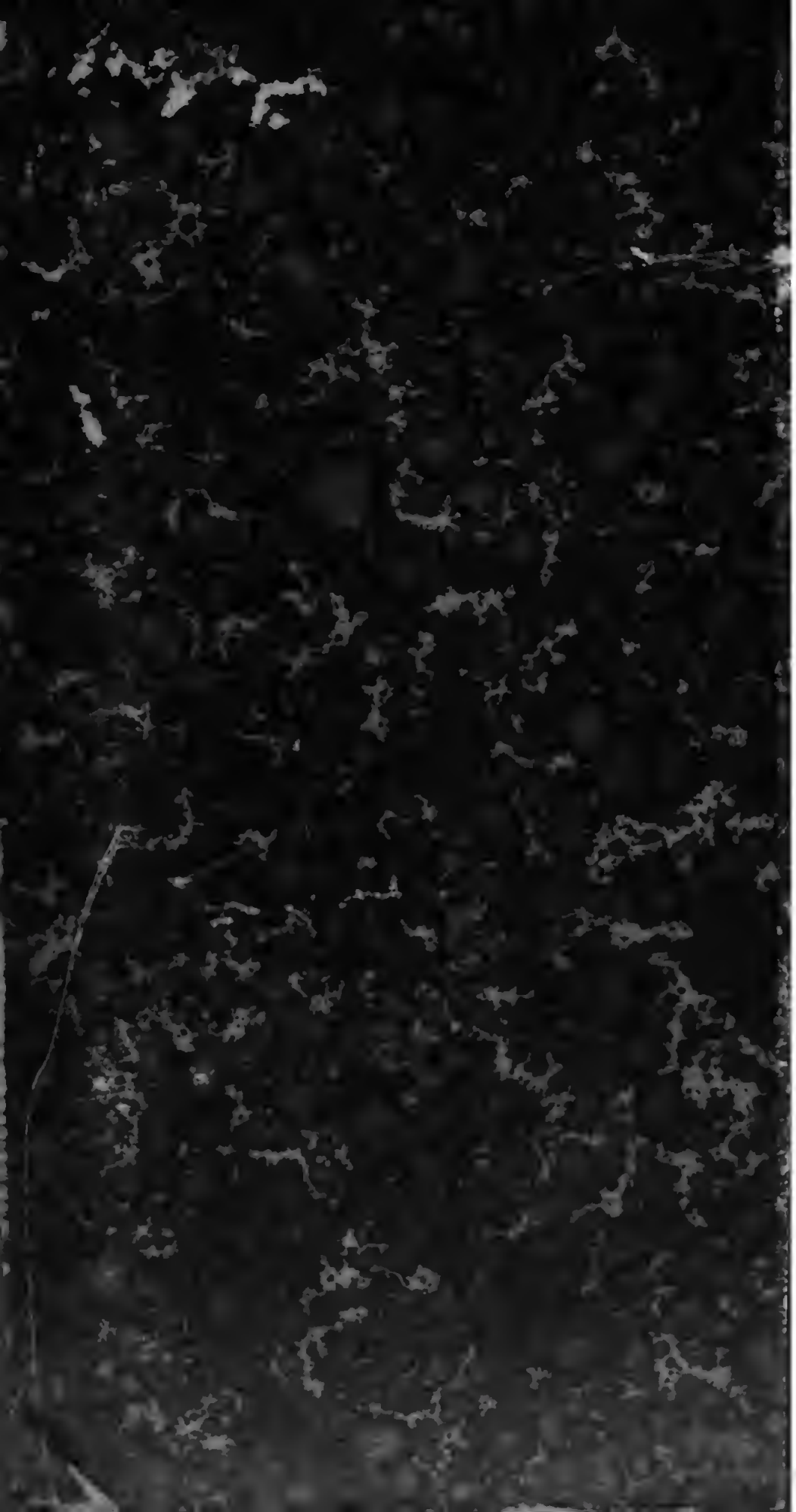
Dort, im Nordoſt, wo ſich das Land in die abendgoldige Ebene dehnt, weit hinter Fluren, Dörfern, Strömen und Städten, brauſt ſie in den verborgenen Fernen.

Morgen! Morgen bin ich bei euch! —

Imberg & Leſſon, Berlin S., Alte Jacobſtr. 64 a.

834Sch3 R7

Schlaf.

In Dingsda.

18 Rombo, J.